

PROGRESS

MAGAZIN DER ÖSTERREICHISCHEN HOCHSCHÜLERINNENSCHAFT 04/10

www.progress-magazin.at

Bedroht

Heribert Prantl über
Pressefreiheit und Demokratie

Bestürzt

Eine Reportage über die grie-
chischen Proteste

Bedrängt

Die Mittelschicht ist selbst ihr
größter Feind

Bereist

Ein Bericht aus der Erasmus-
Stadt Salamanca

P.b.b. | Erscheinungsort Wien | Verlagspostamt 1040 | GZ02Z031.545 M | EURO, 73

A close-up portrait of Christine Nöstlinger, an elderly woman with short, light-colored hair, wearing a bright green shirt. She is looking upwards and to the left with a thoughtful expression, holding a lit cigarette in her right hand near her mouth.

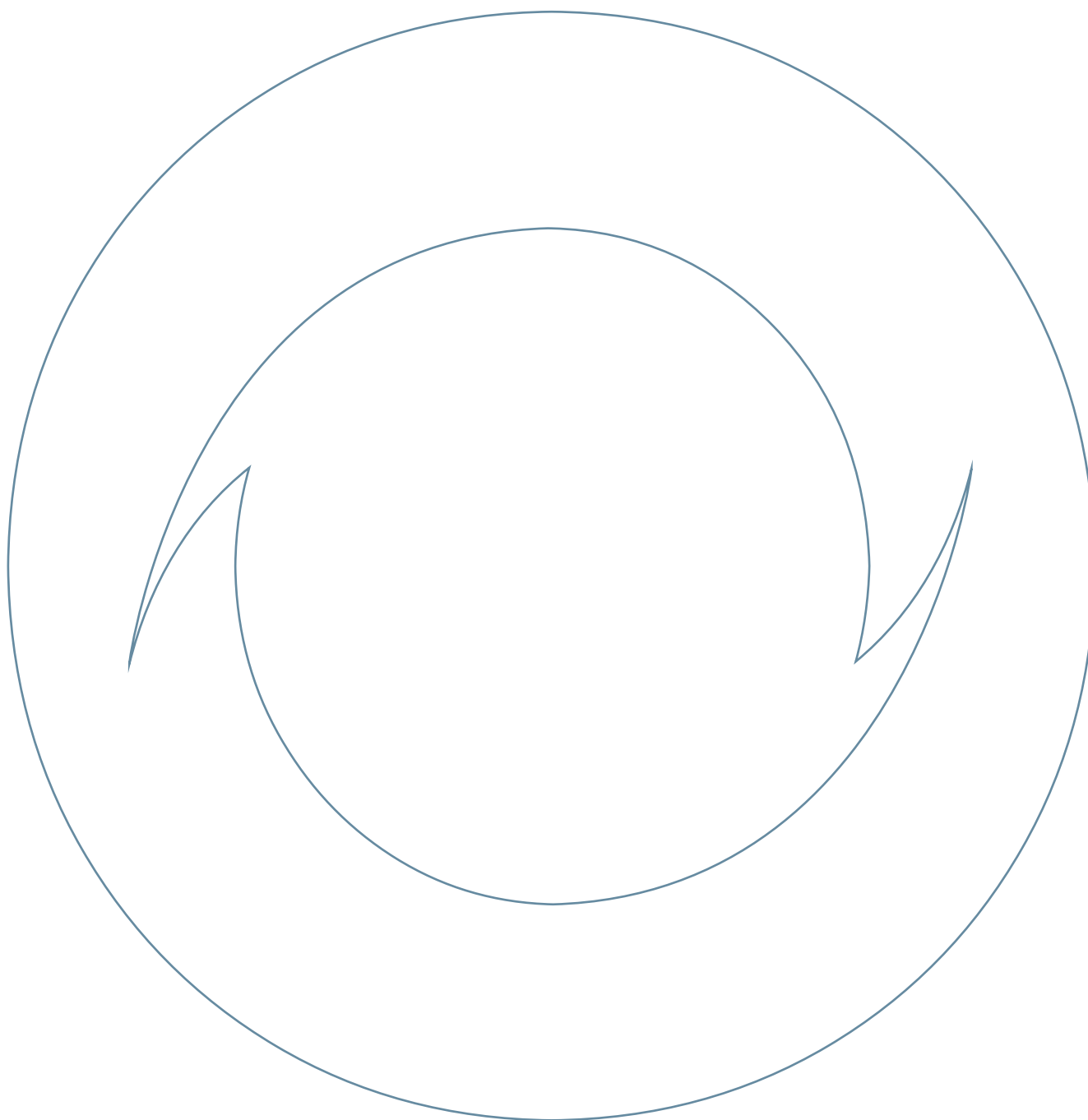
Die Linken haben das nicht geschafft

Christine Nöstlinger im großen Sommer-Interview

www.oeh.ac.at



PROGRESS lesen heißt abonnieren.



Wer **PROGRESS** haben möchte, ist mit einem Abonnement gut bedient. Das kostenlose Abo sichert dir dein ganz eigenes Heft – frisch aus der Druckerei. Wer **PROGRESS** mitgestalten möchte, sollte einfach vorbeischaun.

Mehr auf www.oeh.ac.at/progress

Cover

- 4 Die Linken haben das nicht geschafft**
Christine Nöstlinger spricht im Interview über das Schreiben, ihre Erfahrungen im multikulturellen Wien und die SPÖ.

ÖH

- 8 Hörsaal statt Badestrand**
In den Sommerferien bieten wieder viele Universitäten geblockte Kompaktkurse an.
- 9 STOP statt STEP?**
Die neue Studieneingangsphase soll Studierende schon zu Beginn ihres Studiums ausselektieren.
- 10 Gottes Werk und Teufels Beitrag**
Kolumne zum Thema Erasmus: Die spanische Stadt Salamanca wird vorgestellt.
- 11 Die Welt hinter den Kulissen**



Die Akademie des Kinder- und Jugendtheaters „Dschungel Wien“ wird vorgestellt.

- 12 Service, das hilft**

Politik

- 14 Demokratie lernen**
...können Kinder und Jugendliche in der Demokratiewerkstatt des Parlaments.
- 15 Wir leben in einem sehr, sehr konservativen Land**
Ein Porträt der Nationalratspräsidentin Barbara Prammer.
- 16 Pflastersteine nach Athen tragen**
Das radikale Sparpaket in Griechenland führte zu Massendemonstrationen.



Dossier



Bald werden die letzten ZeitzeugInnen des Zweiten Weltkriegs nicht mehr leben. Deshalb kommen sie hier noch einmal zu Wort, um ihre Erlebnisse zu schildern. Daraus ergab sich ein Potpourri verschiedenster Erfahrungen.

- 20 Wir müssen reden!**
Wie wir vom Wissen der ZeitzeugInnen profitieren können.
- 21 Zu Ende, aber nicht vorbei**
Die Geschichte des Wehrmacht-Deserteurs Richard Wadani.
- 22 Die Nazi-Riesen**
Eine historische Reportage über die Flaktürme Wiens.
- 23 Stimmen gegen das Vergessen**
Neue Formen der Wissenskonservierung historischer Ereignisse werden benötigt.

Feuilleton

- 26 Ab in den Sommer**
Mit welchen Aktivitäten sich die wärmste Zeit des Jahres füllen lässt.
- 27 Das Reich der Mitte**
Der Mittelstand träumt von Auto und Eigenheim und ist sich bei der Verwirklichung seiner Träume selbst der größte Feind.
- 28 Der Traum vom Leben auf der Bühne**
Von der Problematik, sich mit Musik den Lebensunterhalt zu verdienen.
- 29 Buchrezension - „Kritik des Kapitalismus“**
Ein Buch über die Wirtschaftskrise aus linker Perspektive.
- 29 Zweimal hingehört**
Diesmal: The Gaslight Anthem und The Tallest Man on Earth.
- 30 Pressefreiheit - täglich Brot der Demokratie**
Heribert Prantl über die Relevanz von Pressefreiheit und gutem Journalismus.
- 31 Neues aus Europa**
Kurzmeldungen aus dem EU-Raum.

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser!

Wir können es selbst noch gar nicht glauben, Ihr haltet die letzte **PROGRESS**-Ausgabe des Semesters in Händen.

Sie möge euch durch die kommenden Monate begleiten, wir gehen jetzt in Sommerpause und die kommende Nummer erscheint erst Anfang Oktober. Das ist auch der Grund, warum wir uns bemüht haben, 32 Seiten mit spannenden Geschichten für die vorlesungsfreie Zeit zu füllen. Wir hoffen darauf, dass euch das Lesen Spaß machen wird. Wir verspürten mehr Druck als jemals zuvor, euch ein spannendes Sommerprogramm zu bieten. Und, obwohl Eigenlob stinkt, geben wir freimütig zu, dass wir mit dem Ergebnis zufrieden sind.

Das Heft wird mit einem großartigen Sommer-Interview mit Christine Nöstlinger eröffnet. Auf den folgenden Seiten findet Ihr spannende Geschichten über die Proteste in Griechenland (Seite 16 bis 18), über Debatten in der Bildungspolitik (Seite 9), über den Selbstbetrug der Mittelschicht (Seite 27) und noch viele mehr. Bevor bei euch also die Gefahr aufkommt, dass ihr in das berühmt-berüchtigte Sommerloch fällt, dann nehmt einfach dieses Heft zur Hand, lest vielleicht noch mal die Veranstaltungstipps für diesen Sommer (Seite 26) oder legt euch gemütlich in einen Park – genügend Ferienlektüre haltet ihr in euren Händen.

In diesem Sinne wünschen wir euch einen erholsamen Sommer und viel Freude beim Lesen dieses Heftes!

Herzliche Grüße,
eure **PROGRESS**-Redaktion

IMPRESSUM

PROGRESS – Magazin der Österreichischen HochschülerInnenschaft, Ausgabe 4/2010, Erscheinungsmonat: Juni

Medieninhaberin: Österreichische HochschülerInnenschaft, Taubstummengasse 7-9, 1040 Wien

HerausgeberInnen: Sigrid Maurer, Thomas Wallerberger, Benedikt Ruß

ChefInnenredaktion: Lucia Bischof, Ann-Katrin Slupek, Wolfgang Zwander

SchreiberInnen dieser Ausgabe: M. Bacher, L. Eichberger, A. Fanta, C. Girardi, J. Götz, N. Hofmüller, K. Jirku, A. Lehner, S. Lojka, E. Maltschnig, J. Massar, H. Prantl, V. Reß, J. Schmid, A. Sawerthal, S. Tacha, R. Wadani, M. Wein

Lektorat: A. Palienko, A. Lehner

Layout: T. Jenni, J. Kolda

Cover-Fotos: F. Wurzer, **Dossier-Fotos:** J. Syen, S. Nassek, **Resortcover-Fotos:** J. Kolda

Inserate: Öffentlichkeitsreferat, presse@oeh.ac.at

Artikelvorschläge können per E-Mail oder in den Redaktionssitzungen eingebracht werden. Kontakt siehe unten.

Gratis-Abo anfordern! www.progress-magazin.at

Telefon: 01/310 88 80-61

E-Mail: progress@oeh.ac.at

Web: www.progress-magazin.at

Auflage: 120.000 Stück

Druck: Leykam, Neudörfel



Die Linken haben das nicht geschafft

Christine Nöstlinger, 73, zählt zu den bedeutendsten KinderbuchautorInnen des deutschen Sprachraums. Mit ihren Büchern hat sie die Zukunft tausender Kinder beeinflusst. Im Interview mit dem PROGRESS spricht sie über Geld, Fußball, junge Türkinnen und die Leiden der SPÖ.

Christine Nöstlinger sitzt am Esstisch in der hellen Wohnküche ihrer Dachgeschosswohnung. Vor ihr ein Glas Weißwein, an dem sie nur nippt. Daneben liegt eine schwarze Packung John Player, aus der sie während des Gesprächs zwei Zigaretten ziehen wird. Ab und zu schenkt sie ihren Gesprächspartnern Wolfgang Zwander und Alexander Fanta ein neckisches Lächeln.

PROGRESS: *Sie sind eine der bekanntesten AutorInnen Österreichs. Werden Sie auf der Straße erkannt?*

NÖSTLINGER: Hier im Bezirk (Brigittenau, Anm.) leben ja vor allem Migranten, da passiert das nicht sehr oft. Im Ersten Bezirk aber schon.

Wie finden Sie das Zusammenleben mit Ihren türkischen und ex-jugoslawischen NachbarInnen?

Mir macht das nichts. Die hiesigen Ureinwohner finden aber, dass alles furchtbar geworden ist.

Was finden sie daran furchtbar?

Ich rede mit diesen Leuten nicht so viel. Aber es ist nicht immer leicht, mit Leuten eng zusammenzuleben, die einem anderen Kulturkreis angehören. Ich habe es da leicht, ich sitze auf meinem Dach oben, fahre mit dem Lift auf und ab und brauch mich um nix zu scheren. Wenn aber sechs Leute auf Zimmerkuchl-Kabinett wohnen, dann gibt's halt viel Dreck, und wenn das Scheißhaus am Gang ist, und das von sieben Leuten öfter benutzt wird und die Musik laut ist, da entstehen halt Animositäten. Es ist nicht lustig, wenn man dünne Mauern hat und dahinter läuft eine Musik, die einem nicht einmal gefällt.

Und wenn ich gegen die Mauer pumper und „Aufhören“ schrei, der andere irgendetwas in einer fremden Sprache zurückschreit und nicht aufhört. Es ist überhaupt die Frage, wie viel Fremdes hält ein Mensch aus? Wann ist meine Frustrationsgrenze erreicht?

War Ihre Frustrationsgrenze schon einmal erreicht?

Wie gesagt, ich bekomme das nicht so mit. Was ich aber traurig finde: Die jungen Türken können oft weder Deutsch noch Türkisch.

Ihre Bücher werden auch ins Türkische übersetzt. Denken Sie, dass sie von den Kindern und Jugendlichen hier im Bezirk gelesen werden?

In unserem Haus und in der Gegend gibt es eine Regel: Was man nicht braucht, stellt man in einem Karton vor die Haustür. Die Sachen sind blitzschnell weg, binnen einer Stunde, ob das Heferln sind, oder Reindln (Töpfe, Anm.), oder ganze Sessel, das holen sich die Leut'. Ich hab einmal ein paar Heferln rausgestellt und türkische Übersetzungen meiner Bücher dazugegeben. Die sind vier Tage da unten gestanden. Dann habe ich sie wieder mitgenommen, weil ich mich geniert habe, es steht ja mein Name drauf. Bücher sind hier nicht sehr begehrt.

Man sagt über Sie, früher hätten Sie sehr viel Idealismus in ihre Kinderbücher gepackt, heute sei das aber nicht mehr so.

Das stimmt nicht, ich wähle nur einen anderen Zugang. Vielleicht kommt aber ein bisschen die Abgeklärtheit des Alters dazu, wenn ich mir denke, Kinder soll man nicht mit Sachen indok-

trinieren, die sie eh nicht selber ändern können. Ich will die Kinder dann trösten und ihnen zeigen, dass sie mit ihren Sorgen und Nöten nicht allein sind, dass andere das auch haben. Das halte ich heute für wichtiger, als ihnen irgendwelche gesellschaftlichen Utopien vorzumachen.

Kann man Kindern bei der Erziehung überhaupt was vormachen?

Der Karl Valentin hat einmal gesagt, es bringt gar nichts, die Kinder zu erziehen, die machen einem eh alles nach. Dem stimme ich zu.

Woher nehmen Sie die Ideen für Ihre Bücher?

Ich kann nur über das Schreiben, was ich kenne. Oft ist es mühsam. Da habe ich zwanzig verschiedene Ideen und bei neunzehn denke ich mir, das wird ein Schmarrn. Und die zwanzigste haut dann doch irgendwie hin. Ich ändere die Texte aber hinterher sehr oft. Wenn ich einen duftigen lockeren Text will, dann muss er duftig und locker werden. Manchmal gelingt das aber einfach nicht.

Werden Sie dann wütend?

Nein, das nicht. Ich war aber angeblich ein sehr wütendes Kind, aber seit ich erwachsen bin, werde ich eigentlich überhaupt nicht mehr wütend. Traurig kann ich werden, und wenn mir was nicht gelingt, dann kann es schon sein, dass ich so elegisch vor mich hin dumpfe und mir denke: Kannst auch nichts mehr.

Erleben Sie manchmal Schreibblockaden?

Ja, das gibt es schon, aber da muss man darüber hinweg, und zwar schreibend. Wird's nix,



schmeißt man's halt in den virtuellen Papierkorb. Aber nur sitzen und warten, dass es wieder wird, das geht nicht.

Versuchen Sie manchmal, Ihrer Kreativität mit Alkohol auf die Sprünge zu helfen?

Beim richtigen Arbeiten eigentlich nicht. Aber wenn ich mich am Abend hinsetze und Mails beantworte, dann kann man sich schon ein Glas Wein nehmen. Das tue ich ohnehin nicht gerne. Ich muss immer lachen, weil die Leut' ja glauben, dass man ein Mail sofort beantworten muss. Die rufen dann am nächsten Tag an, und fragen: Hast du meine Mail nicht bekommen? Wenn ich dann sage, ich habe meine Mails schon eine Woche lang nicht angeschaut, dann glauben sie, ich bin nicht von dieser Welt.

Unter welchen Bedingungen schreiben Sie?

Unter allen Bedingungen.

Sie haben keine spezielle Schreibstimmung?

Nein, das geht ja nicht. Dann würde ich ja zu gar nichts kommen, wenn ich warten müsste, bis ich in Stimmung komm'. Aber mit zunehmendem Alter leiste ich es mir, weniger zu arbeiten. Manchmal umschleiche ich den Computer, wie wenn er mein Feind wär', und stell ihn nicht an.

Haben Sie manchmal auch im Kaffeehaus geschrieben, wie es dem Klischee-Bild einer Wiener Schriftstellerin entsprechen würde?

Nein, das ist ja lächerlich, warum soll ich im Kaffeehaus schreiben?

Wie viel arbeiten Sie im Schnitt?

Heute an die dreißig, vierzig Stunden in der Woche.

Wird Ihnen das nicht zu viel?

Ich hab früher achtzig Stunden in der Woche gearbeitet, so gesehen ist es heute viel weniger.

Das hat Sie nie gestört?

Naja, es hat sich halt so ergeben. Ich bin ein arbeitssamer Mensch und viel anderes habe ich eigentlich nie zu tun gehabt außer. Kinder großziehen und halt sonst noch so Notwendigkeiten. Aber ich bin

unsportlich, ich habe außer Lesen keine Hobbys, also bleibt mir ja nur das Arbeiten.

Wie gut lebt es sich mittlerweile von Ihrer Arbeit?

Als Schriftstellerin bekomme ich ja keine Pension, aber ich lebe ganz gut. Die genauen Zahlen weiß ich nicht so genau, aber ich glaube, im letzten Jahr betrug mein Einkommen vor Abzug der Steuern € 140.000. Früher, als ich noch für Zeitungen gearbeitet habe und eine Achtzig-Stunden-Woche hatte, habe ich aber sicher doppelt so viel verdient.

Was bedeutet Geld für Sie?

Geld macht das Leben einfacher.

Was ist das für ein Gefühl, dass viele Menschen sehr viel weniger verdienen als Sie?

Also ich hätte gar nichts dagegen, wenn es allen so gut ginge wie mir selbst. Oder sogar besser. Aus dem Unterschied ziehe ich keinen psychischen Gewinn, eher im Gegenteil. Wenn ich mir was Teures kaufe, dann versuche ich hinterher für andere Leute etwas Positives zu tun. Manche Ausgaben kommen mir auch frivol vor.

Welche denn?

Eine Handtasche um 2000 Euro kommt mir frivol vor, das kaufe ich nicht.

Wo ist für Sie der Unterschied zwischen einem guten Leben und luxuriöser Dekadenz?

Der Übergang ist natürlich fließend. Luxus ist ja nur das, was man sich schwer leisten kann, also ist Luxus für jeden etwas anderes.

Sie haben einmal gesagt, dass Sie beim Einkaufen ungerne auf den Preis schauen.

Als Kind und als junger Mensch hatte ich nichts. Da freut man sich einfach, wenn man ein Geld hat, wenn du auf Kleinigkeiten nicht schauen musst. Das ist eine gewaltige Lebenserleichterung. Aber ich bin echt kein Luxurmensch. Das Angenehmste am Geld ist eine gewisse Sicherheit. Die man aber als Freischaffender sowieso nicht hat, vor allem in den heutigen Zeiten.

Ihre Kollegin Astrid Lindgren schickte einmal einen Brief an den schwedischen Finanzminister und beklagte sich über die vielen Steuern, die sie als Autorin zahlen müsse. Haben Sie sich auch schon einmal beim Finanzminister beschwert?

Nein, ich zahle gerne Steuern, ich finde das richtig. Ich betrüge auch die Steuer nicht. Wenn man bei deutschen Verlagen verlegt, könnte man das auch gar nicht. Man muss sich ja an das Doppelbesteuerungsabkommen halten.

Denken Sie, dass der Mensch immer mehr will, egal wie viel er hat?

Mein Enkelsohn wird sicher sagen: Wenn ich groß bin, brauche ich einen Ferrari. Er hat auch nicht verstanden, warum ich keinen Ferrari habe.

Einen Ferrari könnten Sie sich leisten?

Nein, aber mein Enkelsohn wurde zum besten Fußballer von Belgien gewählt, er wird sich später einmal wahrscheinlich einen leisten können.

Was halten Sie von Fußball?

Das Fußballspielen ist ja etwas Schreckliches, das ist eine faschistoide Geschichte. Wenn mein Enkelsohn zu spät zum Training kommt, wofür er gar nichts kann, weil ihn ja die Mama oder Papa hinführen, müssen alle anderen derweil Liegestützen machen oder im Kreis rennen. So will man ihm das Zuspätkommen abgewöhnen. Das erinnert mich an die Hitlerjugend.

Sie haben sich selbst immer wieder als politisch links bezeichnet. Was bedeutet das für Sie?

Links sein ist heute ja nicht mehr so leicht zu bestimmen. Ich merke, je älter ich werde, dass ich trotz allem ein in der Wolle gefärbter Sozialdemokrat bin. Ich nehme mir manchmal vor ich wähle was anderes, Grün, oder ..., naja, viel anderes haben wir ja eh nicht. Ich steh dann aber in der Wahlzelle und mach wieder brav mein Kreuzerl bei der SPÖ. In meinen Jugendjahren wollte ich eigentlich wesentlich linker sein, aber das gelang mir nicht ganz.

Sie wollten in Ihrer Jugend radikaler sein, haben das aber nicht geschafft?



Was heißt, ich habe es nicht geschafft? Die Linken haben das nicht geschafft.

Was haben die Linken nicht geschafft?

Gesellschaftsveränderung. Es ist ja alles schief gegangen.

Sie meinen den so genannten Realsozialismus?

Nein, ein Anhänger der Sowjetunion war ich nie, aber ich hatte Sympathien für die Außerparlamentarische Opposition in Deutschland.

Auch für die RAF?

Für die RAF nicht, aber für gewisse Menschen, die in der RAF waren.

Was hätte die Außerparlamentarische Opposition erreichen sollen?

Das, was ich mir unter Sozialismus vorstelle.

Was stellen Sie sich darunter vor?

Na, da muss ich jetzt aber lang reden.

Wir bitten darum, wir haben Zeit.

Was soll ich alles aufzählen. Chancengleichheit, gerechte Entlohnung, also all das, was Sozialismus bewirken will. Aber ich habe ja im Laufe meines langen Lebens gesehen, dass die Systemveränderung einfach nicht funktioniert. Das ist todtraurig, aber es ist so: Immer wenn die Zeiten schlechter werden, tendieren die Menschen nach rechts und nicht nach links. Kann ich nicht ändern, aber so ist es.

Was denken Sie, warum ist es so?

Weil das Leben ziemlich kompliziert ist und für viele Menschen nicht sehr durchschaubar. Und weil man dann immer zu den simpelsten und einfachsten Schlagworten und Lösungen greift. Ich habe eine Freundin, die ist Bewährungshelferin, die betreut Inländer, die in ihrem Leben überhaupt noch keinen Strich gearbeitet haben. Und die schimpfen auf Ausländer und sagen: „Die nehmen uns die Arbeit weg“. Wenn sie dann sagt: Du Trottel, hast du schon einmal was gearbeitet, dann sagt der: Nein, aber wenn die nicht wären, dann tät ich.

Können Sie es irgendwie nachvollziehen, wenn jemand politisch in Richtung rechts tendiert?

Mein Gehirn kann nachvollziehen, dass man zu den simpelsten Lösungen greift, und nicht selber nachdenken will, aber emotional kann ich es nicht nachvollziehen. Je älter ich werde, desto mehr komme ich zum Urteil: Okay, Erziehung, Bildung, das haben manche Leut' nicht. Aber dann denkt

man wieder: Verdammt, so deppert müssten's nicht sein. Das ist immer noch mein letzter Schluss, leider. Gerade bei den Jungen.

Denken Sie, junge Menschen wählen die destruktiven rechten Parteien, weil sie ihr eigenes Leben zum Kotzen finden?

Ich kenne mich mit den heutigen jungen Leuten nicht aus, aber wenn mir Lehrerinnen von Gymnasien erzählen, dass die in der Maturaklasse zur Hälfte den Strache wählen, und bei jeder Diskussion, die man mit ihnen deswegen eingehen will, sagen sie nur, der ist cool. Mehr kommt nicht. Das wird mir von mehreren Lehrerinnen glaubwürdig versichert. Da weiß ich auch nicht weiter.

Können Sie in Anbetracht dessen noch an politische Utopien glauben?

Früher haben mein Mann und ich immer gesagt: Unsere Ideen müssen überwintern, die kommen wieder. Aber das glaube ich jetzt nicht mehr. Ich sehe keine Anzeichen dafür.

Das Oben und Unten, die sozialen Klassen, die wird es immer geben?

Dass sich die Zustände zum Positiven ändern werden, glaube ich nicht. Ich werde das sicher nicht mehr erleben, vielleicht meine Enkel.

Wie halten Sie es mit der Religion?

Nichts, überhaupt nichts.

Glauben Sie an Gott?

Nein.

Der Mensch muss sich also selbst helfen.

Ich weiß nicht, was passieren würde, wenn die Leute sich die ganzen Ungerechtigkeiten nicht mehr gefallen lassen. Wir haben ja alle keine Vorstellungen, was die Wirtschaftskrise noch alles auslösen wird.

Würden Sie nicht sagen, dass sich die Menschen seit Jahrtausenden die ganzen Ungerechtigkeiten gefallen lassen?

Mittlerweile ist ja nicht mehr allein die Unterschicht von Sozialabbau betroffen, sondern auch die Mittelschicht. Was werden die Griechen tun? Fünf Mal demonstrieren gehen, und dann resignieren? Oder kommt dann was anderes? Ich weiß es nicht.

Sehen Sie sich als Teil der Mittelschicht?

Die löst sich ja auf. Es gibt Leute, die sich selbst als Teil der Mittelschicht sehen, wo ich mir dann denken muss, naja, bitte, was soll bei denen Mitte sein?

Die Menschen sehen sich alle als Bürger, haben aber keinen Besitz und sind daher in Wirklichkeit Proletarier. Und dieselben Menschen verwenden das Wort Prolet als Schimpfwort.

Ist das nicht genau das große Problem der SPÖ, dass die Mittelschicht wegzubrechen droht und die Unterschicht nach rechts rückt?

Naja, der durchschnittliche Strache-Wähler in Wien ist vom durchschnittlichen SPÖ-Wähler nicht so weit entfernt. Darum verhalten sich die Roten ja wie sie sich verhalten. Nur ist das auch keine Lösung. Am ärgsten wird es, wenn die Serben Strache wählen, nur weil er ein blau-weißes Bandl am Arm hat. Meine serbische Putzfrau sagt: „Kann nicht mehr wohnen in Veronikagasse, ist schon alles verurkt.“

Finden Sie, dass die SPÖ den Rechtsruck ihrer Wähler zu weit mitgemacht hat?

Es gibt auch in der SPÖ Leute, mit denen ich ziemlich d'accord bin, nur haben die halt nichts zu sagen. Wo ist denn der Caspar Einem (ehemaliger SP-Minister, Anm.) hin verschwunden? Wo ist der Ferdinand Lacina (ehemaliger SP-Finanzminister, Anm.) hingekommen? Sind ja alles Leute, die überhaupt keine Machtpositionen mehr haben.

Bringen Sie Verständnis für die heutigen sozialdemokratischen Führungsfiguren auf, wenn sie mit den rechten Wölfen heulen?

Nein, dafür bringe ich kein Verständnis auf. Ich meine, es ist ja lächerlich, da gibt es den alten Satz: Man geht nicht zum Schmiedl, wenn man zum Schmied gehen kann. Das alles, wo sich die SPÖ anpasst, kann die FPÖ wesentlich besser.

Kurzum, die SPÖ sollte nach Links rücken?

Ja, das wäre nett.

Bestünde da nicht die Gefahr, dass sich eine linkere SPÖ selbst marginalisieren würde, weil der Großteil ihrer WählerInnen nicht dabei wäre?

Ich gebe ja gerne zu, dass es die SPÖ nicht leicht hat.

Wenn Werner Faymann an Ihrem Tisch säße, was würden Sie ihm raten?

Nix, er macht was er kann, mehr kann er nicht. Soll ich sagen, lieber Werner, entwickle Utopien, entwickle Visionen? Der hat es ja auch nicht leicht, was soll er denn tun?

Das Interview führten Wolfgang Zwander und Alexander Fanta.



Keine rosigen Aussichten

Kommentar der ÖH-Bundesvertretung

Die ÖH-Bundesvertretung hat den, unter dem Druck der Studierendenproteste eingerichteten, Hochschuldialog verlassen und damit die Konsequenzen aus der monatelangen Täuschungspolitik der Ministerin gezogen. Während sich die teilnehmenden Organisationen in den Arbeitsforen in vielen Punkten einig waren und gemeinsame Empfehlungen formulierten, ignoriert Karl regelmäßig diese Ergebnisse und tobt sich in der Öffentlichkeit mit haarsträubenden Vorschlägen zum Hochschulwesen aus. Zuletzt mit ihrem Vorstoß, die Studieneingangsphase auf den Universitäten als Selektionsphase umzugestalten. Wird dieser Vorschlag Wirklichkeit, hätte die ÖVP ihren Wunsch nach flächendeckenden Zugangsbeschränkungen letztlich doch noch durchgesetzt.



Eva Maltznig, Thomas Wallerberger, Sigrid Maurer, Benedikt Rust

Generell zeigt Ministerin Karl kein Verständnis für die Probleme an den österreichischen Hochschulen und schließt mit ihrer Politik nahtlos an das Hahn'sche Kopf-in-den-Sand-stecken an. Das Bekenntnis, zwei Prozent des BIP für höhere Bildung ausgeben zu wollen, rückt mit der Ankündigung, die Universitätsbudgets bis 2015 einzufrieren und damit faktisch zu kürzen, in weite Ferne. Das Streichen des Zwei-Prozent-Ziels aus dem Strategiebericht der Bundesregierung zum Bundesfinanzrahmengesetz zeigt dabei einmal mehr, dass Karl als Erfüllungsgehilfin ihres Parteichefs Finanzminister Josef Pröll unsere Hochschulen mit vollem Tempo gegen die Wand fährt.

Beatrix Karl hat eindrucksvoll bewiesen, dass ihre Ankündigungen, eine dialogbereite Ministerin sein zu wollen, nur Schall und Rauch sind. Der Hochschuldialog ist tot, geht es so weiter, folgen die Hochschulen selbst. Wir hätten gerne bessere Nachrichten zum Semesterabschluss – mit den letzten Prüfungen im Genick sind das allesamt keine rosigen Aussichten. Aber wie heißt es so schön: Politik heißt, sich in die eigenen Angelegenheiten einzumischen. Und für die Rettung der Hochschulen werden wir wohl die nächsten Jahrzehnte mehr als genug Gelegenheit dazu haben.

KURZMELDUNGEN

Nachhaltig

Beginnend mit einer Einführung in den Begriff der Nachhaltigkeit, beschäftigt sich die Nachhaltigkeitsbroschüre anschließend mit den ökologischen und sozialen Auswirkungen der Klimaerwärmung. Ziel ist es hierbei, aufzuzeigen, wie wichtig es ist, nachhaltig zu leben. Wobei auch versucht wurde, politische Handlungsspielräume zu präsentieren. Der Weg hin zu einer nachhaltigen Gesellschaft kann nämlich nicht nur durch individuelle Handlungen getragen werden.

www.oeh.ac.at

FH-Recht

Wie genau funktionieren Lehrveranstaltungsanrechnungen? Wie müssen meine Prüfungen organisiert sein? Wo kann ich mich beschweren, wenn ich mich ungerecht behandelt fühle? Viele wichtige Fragen, die für FH-Studierende nicht einheitlich geregelt sind, sondern in der Hand der Studiengangsleitung liegen. Das FH-Referat der ÖH informiert nun alle FH-Studierenden mit einer österreichweiten Kampagne über ihre Rechte und wie die ÖH ihnen bei der Durchsetzung dieser hilft.

www.fh-recht.at

Ausprobieren

Du willst nach der Matura studieren und hast noch keinen Plan? Du würdest gern mal eine Vorlesung besuchen und eineN StudierendeN dazu befragen? *Studieren probieren* bietet dir die Möglichkeit in einer kleinen Gruppe mit einem/einer Studierenden eine Vorlesung zu besuchen und anschließend Fragen zur Vorlesung und zum Studium allgemein zu stellen. Wenn du schnell bist, kannst du dich noch jetzt für Termine eintragen, ansonst gibt es das Projekt auch im nächsten Semester wieder.

www.studierenprobieren.at

Hörsaal statt Badestrand

In den Sommerferien bieten viele Universitäten wieder geblockte Kompaktkurse an. Leicht verdiente ECTS-Punkte oder doch überforderndes Marathon-Pauken?

ALEXANDER LEHNER

Drei Monate lang keinen Hörsaal betreten müssen: Ein Traum, der sich für prüfungsgeplagte Studierende alljährlich im Sommer erfüllt. Auch wenn die ein oder andere Seminararbeit noch zu schreiben ist, ein Ferialpraktikum ansteht oder der Nebenjob schon wartet – von Juli bis September stehen Urlaub und Entspannung im Vordergrund. Gänzlich vorlesungsfrei bleibt die so genannte vorlesungsfreie Zeit aber nicht: Viele Unis bieten in den Sommermonaten zusätzliche Kompaktkurse an.

Semesterstoff in drei Wochen.

Das umfassendste Angebot steht den Studierenden der WU Wien offen. Im Rahmen der *Sommeruni 2010* werden vom 30. August bis zum 25. September an die 30 geblockte Lehrveranstaltungen angeboten – hauptsächlich aus stark nachgefragten Bachelor-Studiengängen (das konkrete Programm stand zu Redaktionsschluss noch nicht fest). Im letzten Jahr war die Teilnahme an den Kompaktkursen mit insgesamt 2.900 Plätzen be-

schränkt – also durchschnittlich etwa 100 TeilnehmerInnen pro Kurs. Innerhalb von drei Wochen konnten Lernwillige etwa den Semesterstoff der Vorlesung „Europäisches und öffentliches Wirtschaftsrecht I“ erlernen und direkt im Anschluss die Prüfung absolvieren. Auch Lehrveranstaltungen für Erstsemestrige und Sprachkurse wurden angeboten. Dieses Jahr können sich Interessierte ab dem 16. August für einzelne Angebote anmelden.

Das Ziel der *Sommeruni* ist die „Flexibilisierung des Studiums“, wie die ÖH WU auf ihrer Webseite schreibt. Studierende sollen die Möglichkeit haben, einzelne Kurse in den Ferien nachzuholen und ihr Studium zu beschleunigen. „Hauptsächlich nutzen Höhersemestrige und erwerbstätige Studierende das Angebot“, sagt WU-Mitarbeiterin Katharina Steiner. Mithilfe der Kompaktkurse könnten Studium und Beruf leichter unter einen Hut gebracht werden.

Parallelveranstaltungen. Auch andere Universitäten bieten im Sommer geblockte Lehrveranstaltungen an, allerdings nicht in demselben

Umfang wie die WU. Einzelne Studiengänge der Uni Wien halten Kompaktkurse für jene Lehrveranstaltungen ab, welche im Sommersemester besonders stark überlaufen waren. Studierende der Politikwissenschaft können zum Beispiel im September die Übung „Qualitative Methoden“ als Blocklehrveranstaltung besuchen. Für die Studiengänge haben die Kompaktkurse in den Ferien den Vorteil, dass damit für die nachfolgenden Semester Kapazitäten frei werden.

Auch an der Boku Wien finden im September einige Lehrveranstaltungen – wie zum Beispiel BWL – als „Parallelveranstaltungen“ statt, so Maria Schuster vom Zentrum für Lehre an der Boku. Diese geblockten Kurse stellen ein zusätzliches Angebot für die Studierenden dar. Aufgrund der „anwendungszentrierten Ausbildung“ würden auch einzelne Projekte der Studierenden über den Sommer weiterlaufen. Die TU Wien bietet in den Sommermonaten hingegen keine Kompaktkurse an. Die vorlesungsfreie Zeit werde hauptsächlich für die Forschung verwendet, sagt TU-Pressesprecher Herbert Kreuzeder, „wie man es an einer For-

schungsuniversität eben erwartet.“ Studierende können etwa Praktika in Labors absolvieren.

Lerneffekte umstritten. Grundsätzlich bieten geblockte Sommerkurse den Vorteil, in relativ kurzer Zeit eine Lehrveranstaltung absolvieren zu können – und dafür die ECTS-Punkte einzusacken. Auch erhalten jene Studierende eine zweite Chance, die während des Semesters keinen Seminarplatz ergattern konnten. Jedoch stellt sich die Frage, ob ein Kompaktkurs dieselbe Lernqualität bietet wie eine Lehrveranstaltung, die sich über ein ganzes Semester erstreckt. Generell wird angenommen, dass der Lerneffekt in einer geblockten Lehrveranstaltung höher sei. Eine Forschergruppe aus Leipzig kam in einer Studie 2007 hingegen zu dem Schluss, dass Blockveranstaltungen einem normalen Unterricht nicht überlegen sind. Schlussendlich muss jede Studentin und jeder Student für sich selbst entscheiden, wie sie oder er am besten lernen kann. ◀

Der Autor studiert Politikwissenschaften in Wien.

Von der Möglichkeit einer Sommeruni

Das **PROGRESS** befragte diesmal Studierende, was sie von Vorlesungen während der Sommerferien halten. Helfen diese wirklich, die Studienzzeit zu verkürzen, oder stellen sie nur ein unnötiges Angebot der Universitäten dar?



Julia Macher, Politikwissenschaft an der Uni Wien.

„In den Kompaktkursen ist der Stoff zwar sehr komprimiert, das hat aber auch Vorteile: Der Kurs kann schnell erledigt werden und man wird in seinem Studium nicht aufgehalten. Gerade da es in Powi nicht genug Plätze in den regulären Lektürekursen gibt, fand ich das Angebot super!“



David Ifkovits, VWL an der WU Wien.

„Die Ferienunis an der WU sind aus Studierendensicht absolut begrüßenswert, weil sie eine flexiblere Semestergestaltung ermöglichen. Was mich allerdings stört, ist die einseitige Auswahl an Lehrveranstaltungen – Studierende der kleineren Studienzeige gehen meist leer aus und werden so benachteiligt.“



Magdalena Wollhofen, Publizistik an der Uni Wien.

„Ich finde es prinzipiell gut, wenn auch in den Ferien zusätzliche Kompaktkurse an den Universitäten angeboten werden. Persönlich nutze ich diese Kurse allerdings nicht, da ich in den Sommermonaten lieber einen Ferialjob oder ein Praktikum mache.“

STOP statt STEP?

Zwei der drei Anträge auf Zugangsbeschränkungen nach §124b wurden nicht beschlossen, doch Ministerin Karl lässt nicht locker. Neues Projekt der Ministerin ist eine neue Studieneingangsphase, an deren Ende kräftig ausselektiert werden soll.

EVA MALTSCHNIG

Die Anträge auf Zugangsbeschränkungen nach §124b für Architektur und die Wirtschaftsuniversität Wien wurden im Mai im MinisterInnenrat abgelehnt, „lediglich“ das Publizistik-Studium wird ab Herbst wieder beschränkt werden. Was für zukünftige Publizistik-StudentInnen eine massive Hürde bedeutet, ist Beatrix Karl noch lange nicht genug. Im Gegenteil, sie verbuchte die Ablehnung der restlichen Anträge als Niederlage und einigte sich dafür mit der Koalitionspartnerin auf eine Neugestaltung der Studieneingangsphase – die STEP soll zur Knock-Out-Phase werden. Eine Aktion der ÖH vor dem Bundeskanzleramt, eine Rektoratsbesetzung mit Kurzbesuch im Audimax und eine Besetzungs-Visite im BMWF waren die spontanen Reaktionen der Studierenden darauf, der Ausstieg der ÖH und der #unibrennt-Bewegung aus dem Hochschuldialog nur der nächste logische Schritt.

Knock-Out. Trotz der vielen negativen Reaktionen lässt sich die Ministerin nicht beirren – erst kürzlich bestärkte sie ihre Forderungen nach Knock-Out-Phasen zu Studienbeginn bei einer Veranstaltung in Innsbruck. Die gewünschte „Qualität“ sei ohne Selektion nicht zu erreichen. Hier eine Gegenthese: Die gewünschte „Qualität“ der Studieneingangsphase lässt deutlich zu wünschen übrig, nicht die Fähigkeiten der StudienanfängerInnen!

Der Einstieg in die akademische Welt an sich fällt nicht leicht. Besonders an großen Universitäten und in großen Studienrichtungen ist der culture-clash zwischen schulischer Allround-Versorgung und universitärer Selbstständigkeit groß. Sich einen Stundenplan das erste Mal selbst zu erstellen, ist eine veritable Herausforderung – an der aber kaum eineR schei-

tert. Das zeigt die Studie über frühe StudienabrecherInnen, die im letzten Jahr vom BMWF herausgegeben wurde: Das „System Universität“ habe nur 5,5 Prozent der AbrecherInnen abgeschreckt, die wichtigsten Gründe für einen Abbruch sind nicht erfüllte Erwartungen an das Studium sowie Probleme mit der Vereinbarkeit von Studium und Erwerbsarbeit.

Ein ähnliches Bild zeigt der Projektbericht zum Studienwechsel, der ebenso vom BMWF in Auftrag gegeben wurde: 72 Prozent der Befragten wechselten ihr Studium, weil sie etwas anderes erwartet hatten oder sich die eigenen Interessen veränderten (62 Prozent). Die Gründe für den frühzeitigen Drop-Out können also nicht den neu gewonnenen Freiheiten, die ein Universitätsstudium mit sich bringt, zugeschrieben werden.

Dass Reformbedarf bei vielen Studieneingangsphasen besteht, leugnet niemand und wird auch durch die Empirie gezeigt. Problembearbeitung ist allerdings vorrangig in der größeren Durchlässigkeit zwischen Studienrichtungen angesagt – ein System, in dem ein Studienwechsel in den ersten beiden Semestern unproblematisch und ohne Zeitverlust vollzogen werden kann, wäre zumindest in verwandten Fachrichtungen dringend nötig. Das wäre zum Beispiel durch eine höhere Wahlfreiheit in der ersten Studienphase, in der Kurse aus verschiedenen Studienrichtungen belegt werden können, möglich. Auch die Studienwahl würde so erleichtert und verbessert, denn durch eine gute allgemeine Einführungsphase ins Fachgebiet erschließt sich erst die Vielfalt der Möglichkeiten.

Kerncurriculum. Einige Universitäten arbeiten bereits jetzt mit einem Kerncurriculum, das im ersten Studienjahr absolviert werden soll: Die Montanuniversität Leoben bietet ein gemeinsames erstes Studienjahr für neun Studienrich-

tungen an, die Studienwahlentscheidung zwischen den angebotenen Fächern verlagert sich also ein Jahr nach hinten. Ähnlich geht die Wirtschaftsuniversität Wien vor – diese Studieneingangsphase ist aber weniger für ihre Orientierung, sondern für ihre gnadenlose Selektion bekannt: Geschätzte 80 Prozent aller Studierenden an der WU werden hier rausgeprüft.

Es kommt also auf die Intention an, mit der Studieneingangsphasen umgesetzt werden: Sollen Studierende in die Hochschule integriert oder aus der Uni gedrängt werden? Karls Wünsche diesbezüglich sind eindeutig: Die Orientierung, die momentan laut Universitätsgesetz Ziel der Studieneingangsphase sein muss, soll der Selektion weichen. Am Ende der STEP soll es, wenn es nach der Ministerin geht, künftig Aufnahmeverfahren geben, deren Bestehen Voraussetzung für das weitere Studium sein soll – flächendeckende Zugangsbeschränkungen nach einem Jahr „Vorlaufzeit“ also.

Das Ziel, die AkademikerInnenquote zu erhöhen, wird damit freilich meilenweit verfehlt werden. Österreich hat nicht nur im OECD-Schnitt zu wenige AbsolventInnen sondern auch weniger StudienanfängerInnen als die meisten Industriestaaten. Dass es für Volkswirtschaften wenig nachhaltigere Investitionsmöglichkeiten als Bildung gibt, ist ebenso Fakt. Ministerin Karl verschließt die Augen vor diesen Tatsachen – bleibt nur noch zu hoffen, dass „Spiegelministerin“ Claudia Schmied mehr Weitblick beweist und dem Beschränkungswahnsinn den gesellschaftlich notwendigen freien Bildungszugang entgegenhält. Wir Studierende werden uns in jedem Fall gegen die geplanten Schranken wehren. ◀

Die Autorin studiert Sozioökonomie und Kunstgeschichte in Wien.

In Salamanca gehört der Exzess zum Erasmus-Semester wie die Tapa in die Bar.



Foto: Rinner

Gottes Werk und Teufels Beitrag

Erasmus-Kolumne: In Salamanca liegen das Heilige und die Sünde so nahe beieinander wie die Kathedrale und die Universität.

ALEXANDER FANTA

Die Stadt gleicht einem Blasebalg: Zu Beginn des Semesters saugt sie sich mit Studierenden an, und an dessen Ende schleudert sie sie mit Kraft in die Ferien. Salamanca, an der Grenze zu Portugal, hat etwa gleich viele EinwohnerInnen wie Linz. Rund ein Drittel davon sind jedoch Studierende. Die zweitälteste Universität in Spanien hat eine lange Tradition der Gastfreundlichkeit für Studis, besonders für die jungen „fahrenden Gelehrten“ aus dem Ausland, die jedes Jahr zu Semesterbeginn wie eine Urgewalt über den Ort hereinbrechen. Hunderte Kneipen, Diskotheken und spezielle Stamperl-Bars („Chupiterías“) bieten jede Gelegenheit, sich den Exzessen des Erasmuslebens hinzugeben.

Beim ersten Spaziergang durch die Stadt, deren Kern aus dem Barock stammt, wirkt das Potpourri an Ocker- und Brauntönen beinahe erdrückend. Neben der Kathedrale und zahllosen Kirchen sind auch die Universität und das Rathaus im selben Barockstil erbaut, der sich an die späte Gotik anlehnt. Die Monumente der Stadt sind mit tausend Winkeln und Schnörkeln verziert, und aus dem für die Stadt typischen, gleichen Sandstein gehauen.

Nicht zuletzt, um die barocke Schwere der Fassaden auszugleichen, haben sich RestaurateurrInnen im Laufe der Jahrhunderte einige Frechheiten erlaubt. So ver-

steckten sie etwa mitten unter Darstellungen der Mutter Gottes und von Heiligen einen Frosch, Ratten und sogar einen Astronauten. Eine besonders beliebte Serie von historischen Statuen am zentralen Universitätsgebäude zeigt die vier studentischen Sünden des 17. Jahrhunderts: Masturbation, Faulenzerei, Wein und Weiberei.

Essen wie Don Quijote. Wer sich in den kleinen, verwinkelten Gassen verliert, für den/die ist es leicht, sich spontan in die joviale Gastlichkeit der Stadt zu verlieben. Auf den Plätzen werden Schirme gespannt, um den angeblich heißesten Ort in Spanien vor Sonne und gelegentlichen Schauern zu schützen. Der Plaza Mayor, der für kastilische Städte typische Hauptplatz, ist dabei eher unter der Kategorie „Touristenfalle“ einzuordnen. Doch nur ein paar Straßen weiter bietet beinahe jedes Lokal zu einem für österreichische Verhältnisse sehr günstigen kleinen Bier gratis ein Häppchen Nahrung an, die traditionelle Tapa. Diese bildet das Rückgrat der äußerst bodenständigen spanischen Kulinarik.

In Olivenöl lasiertes Weißbrot und aromatischer Schinken, grüne und schwarze Oliven, Calamari mit ordentlich Öl und Knoblauch – Salamanca ist ein Ort der deftigen Sinnesfreuden. Hier, nicht unweit des Meeres, ist Fisch ebenso fixer Bestandteil der Cuisine wie Linseneintopf und Morcilla, die traditionelle Blutwurst, deren Geschmack man gegenüber nicht voreingenommen sein sollte. Nur als Vege-

tarierIn hat man es schwer in Salamanca. Die Worte „ohne Fleisch“ klingen für viele Wirtsleute immer noch wie ein Fluch aus den Tagen, in denen Spanien arm und Fleisch ein seltenes Vergnügen war.

Heiß geliebt werden in Salamanca alle religiösen, und nicht ganz so religiösen, Feste und Feiertage. Während der Osterwoche tragen etwa Hermandades – Bruderschaften – überlebensgroße Heiligenstatuen durch die Stadt spazieren. Und praktisch das ganze Jahr über bieten eigene Herbergen Pilgern auf dem Jakobsweg nach Santiago de Compostella Unterkunft und Unterhaltung. Im September machen die *Ferías y Fiestas* die ganze Stadt zu einem Rummelplatz aus Punschhütten und Konzertbühnen. Mitte Dezember finden sich Studierende aus ganz Spanien zur *noche vieja universitaria* zusammen, einer Art vorgreifenden Silvesterfeier, bevor es über die Ferien heim zu den Eltern geht.

Zündstoff in Kneipen. Wie andere StudentInnenstädte ist Salamanca auch ein politisch heißes Pflaster. Ist der Alltag in der dicht bebauten Stadt an und für sich locker per Fußweg zu bewältigen, finden sich dennoch regelmäßig dutzende Fahrrad-Aficionados der Gruppe *Critical Mass* zusammen, um im Automobilnarrischen Spanien für einen umweltfreundlicheren Verkehr zu protestieren. Wundester Punkt der grünen AktivistInnen ist aber der Río Tormes, der durch Salamanca fließt. Der Fluss schäumt bei Hochwasser vor

lauter Verschmutzung. Darin zu baden ist undenkbar.

Für viele einheimische Studierende bietet die Uni erstmals Raum, sich kritisch mit der Landesgeschichte zu beschäftigen. Nur eine knappe Autostunde südlich, am Weg nach Madrid, liegt im *Tal der Gefallen* (*Valle de los caídos*) das gigantomanische Mausoleum von Spaniens verstorbenem Diktator Francisco Franco. Die Zeit seiner Herrschaft (1939-1975) sorgt in Spanien noch immer für Zündstoff, auch in den Bars und Kneipen der Stadt. „Franco hat viel Gutes getan; er war einfach nur zu lange an der Macht“, sagt die 18-jährige Maturantin Pilar. „Er war ein brutaler Diktator, und dass ihm immer noch gehuldigt wird, ist ekelhaft“, kontert Jaime, ein 23-jähriger Geschichtsstudent.

Der politische Kontext Spaniens ist ausländischen Studierenden in der Stadt jedoch oft nicht bewusst. „Ich habe gehört, dass es hier die beste Party in ganz Spanien gibt“, sagt Dirk, ein deutscher Erasmus-Student aus Wolfsburg. Wie er denken viele. Das Leben hier ist für viele aus dem Ausland billig und sorglos. „Duschen kannst du, wenn du tot bist“, steht auf Dirks T-Shirt. Er wird heute noch durch die Vergnügungsmiemen der Stadt ziehen. Für andere wirkt ein Jahr der durchgehenden Feiern ernüchternd. „Ein Semester hier hat für mich gereicht“, sagt Clara, Kunstgeschichte-Studentin aus Wien. „Nachher brauche ich ganz fix Urlaub vom Alkohol.“ ◀

Der Autor studiert Politikwissenschaft in Wien.

Die Welt hinter den Kulissen

Dass Uni nicht immer theoretisch sein muss, zeigt eine vom Kinder- und Jugendtheater *Dschungel Wien* im Wiener MuseumsQuartier angebotene Akademie. Ein Semester lang werfen Studierende und Interessierte einen Blick hinter die Bretter, die die Welt bedeuten.

JUDITH MASSAR

In völlige Dunkelheit getaucht und nur mit einer Ahnung von Bewegungen auf der Bühne ist die Spannung im Publikum fast körperlich spürbar. Ein leises Geräusch von vorsichtigen Schritten, ein Räuspern in den hinteren Reihen, dann endlich: Licht. Etwa dreißig Kinderaugenpaare, weit aufgerissen, sind direkt auf die SchauspielerInnen gerichtet, die sich gerade noch geräuschlos ihren Weg durch das wirre Bühnenbild gebahnt haben. Die besondere Herausforderung des Kindertheaters, nämlich diese anfängliche Spannung je nach Alter der Kinder eine halbe bis ganze Stunde lang zu erhalten, lässt sich treffend mit dem Werbeslogan des *KINDER* Überraschungseies beschreiben: Spiel, Spaß und Schokolade. Und natürlich in der richtigen Kombination – wobei die Schokolade hier manchmal durchaus wörtlich zu nehmen ist.

Während Erwachsene sich im Theater an bestimmte Regeln halten – etwa während der Auf-führung zu schweigen oder die gedachte Grenze zwischen Bühne und Publikumsbereich einzuhalten – ist dies bei Kindern schwieriger. Besonders bei den ganz Kleinen muss um die Aufmerksamkeit gekämpft und viel Kreativität eingesetzt werden, meint Valerie Kattenfeld, die dramaturgische Assistentin des *Dschungel Wien* und Leiterin der Akademie. Sie will Studierenden aller Studienrichtungen einen praktischen Einblick in den produktiven Teil des Theaterschaffens im Allgemeinen und in den Bereich des Theaters für Kinder und Jugendliche im Besonderen geben. „Durch verschiedene Regisseure, ihre Arbeitsweise und die Probenbesuche, die die Studierenden bis hin zum fertigen Stück begleiten, kann man wahnsinnig viel lernen“, sagt die 26-Jährige und spricht nicht zuletzt von ihrem eigenen Werdegang, der sie über das Verfassen eigener Stücke und verschiedenste Praktika im Theaterbereich, sowohl hinter als auch auf der Bühne, zum Kindertheater geführt hat.

Theater erleben. Im Sommersemester 2007 fand die Akademie erstmals mit einer TeilnehmerInnenzahl von 50 bis 60 Leuten statt. Dies geschah nach einer Idee von Stephan Rabl, dem Direktor und künstlerischen Leiter des *Dschungel Wien*, und Marianne Artmann, Dramaturgin beim *Dschungel Wien*, sowie der damaligen Praktikantin und heutigen Geschäftsführerin von *Assisteej Austria*, Nina Wenk. Die Akademie hat sich bis heute erfolgreich gehalten. Mittlerweile hat das Institut für Theaterwissenschaft der Universität Wien die Akademie als Lehrveranstaltung für die gleichnamige Studienrichtung und im Zuge eines Wahlfachmoduls auch für andere Studienrichtungen anrechenbar gemacht. Tim Steinmetz-

ger, Student der Theaterwissenschaft, sieht die Akademie als praktische Ergänzung zu dem teilweise sehr theoretischen Studium: „Neben Vorträgen von Regisseuren und Dramaturgen haben wir auch die Möglichkeit, ein Stück im Zuge mehrerer Probenbesuche in seiner Entstehung zu begleiten.“ Ähnlich geht es auch Margit Frohner und Julia Popp, beide Studentinnen der Publizistik und Kommunikationswissenschaft, die sich für Kinder- und Jugendproduktionen am Theater interessieren. „Ich finde es extrem spannend, nicht einfach nur theoretische Züge kennenzulernen, sondern auch Basis-Techniken der Schauspielerei selbst ausprobieren zu dürfen“, sagt Margit begeistert. Auch Julia würde die Akademie weiterempfehlen und findet es schade, dass nicht etwa Burg- oder Volkstheater ein ähnliches Angebot für Studierende im Programm haben.

Was die *Dschungel-Akademie* im Vergleich – beispielsweise zum *Theaterjahr der Jungen Burg* am Burgtheater in Wien – tatsächlich auszeichnet, ist der freie Zugang ohne ausschließendes Bewerbungsverfahren. Trotz der vergleichsweise kleinen Kapazität wird vielen Studierenden halbjährlich ermöglicht, Praxisluft zu schnuppern. Auf dem Programm stehen zehn Aufführungen auf einer der zwei Bühnen des *Dschungel Wien*, drei Vorträge über relevante Themen wie Dramaturgie, Tanz im Theater oder Kinder- und Jugendtheater im Allgemeinen und vier Probenbesuche eines Stückes in jeweils unterschiedlichen Schaffensphasen. „Neu sind dieses Jahr die Stammtische, die es den Studierenden ermöglichen, mit AutorInnen, RegisseurInnen und DramaturgInnen in Kontakt zu treten“, be-

schreibt Valerie Kattenfeld die gemütlichen Abende im *Dschungel-deli*. In diesem an das Theater angeschlossenen Café und Restaurant können sich die Teilnehmenden auch untereinander austauschen und Gleichgesinnte treffen.

Hautnah dabei sein. Für Studierende oder Interessierte, die sich gleich direkt ins Geschehen stürzen wollen, vergibt der *Dschungel Wien* auch produktionsbezogene Praktika – also für eine Assistenz bei einem speziellen Stück – sowie Praktika am Haus selbst in den Bereichen Kommunikation, Büro, Dramaturgie und Ausstattung. Je nach Proben- und Vorbereitungszeit wird sich dann an der Seite erfahrener Theaterschaffender sechs bis acht Wochen lang kreativ ausgetobt. Ausschreibungen sind meist in den Räumlichkeiten des *Dschungel Wien* selbst oder am Institut für Theater-, Medien- und Filmwissenschaft in der Hofburg zu finden.

Sich selbst sieht der *Dschungel Wien* als Drehscheibe für Kunst und Kultur, als lebendiges Haus für alle Altersgruppen und Kunstformen. Wie ein *Dschungel* eben, mit einer Vielfalt an verschiedenen Genres der darstellenden Kunst, SchauspielerInnen und TänzerInnen aller Altersklassen. Ein Ort, an dem Kinder, Jugendliche und Erwachsene gleichermaßen auf Safari gehen und Theater zu einem Abenteuer machen können.

Die nächste Akademie startet im Herbst. Informationen zu Ablauf und Programm unter: www.dschungelwien.at

Die Autorin studiert Germanistik in Wien.

Im *Dschungel Wien* wird der Hörsaal zu den Brettern, die die Welt bedeuten.

Foto: Oberleitner



Service, das hilft!



ÖH Sozialfonds

Studierende in finanziellen Notlagen haben die Möglichkeit, einmal pro Jahr eine Unterstützung aus dem ÖH Sozialfonds zu erhalten. Die grundlegenden Voraussetzungen sind, dass der oder die Studierende nicht bei den Eltern wohnt, kein Stipendium bezieht und die notwendigen Ausgaben die Einnahmen übersteigen. In den letzten 12 Monaten muss eine Studienleistung von mindestens 8 Semesterwochenstunden oder 16 ECTS Anrechnungspunkten vor-

liegen und die doppelte Mindeststudienzeit darf noch nicht überschritten sein. In begründeten Fällen können von einzelnen Voraussetzungen Ausnahmen gemacht werden. Mehr Informationen sowie das Antragsformular findest du auf www.oeh.ac.at. ◀

tac

Nähere Infos bekommst du in deinem ÖH-Sozialreferat oder in der Studienbeihilfenstelle unter www.stipendium.at

Achtung Praktikum

Die Sommermonate kommen immer näher und auch dieses Jahr werden viele Studierende diese Zeit nutzen, um die im Lehrplan vorgesehenen Praktika zu absolvieren. Einige Unternehmen suchen allerdings unter der Bezeichnung „PraktikantIn“ lediglich billige Arbeitskräfte und versuchen auf diesem Weg, arbeitsrechtliche Bestimmungen zu umgehen.

Bei einem Praktikum handelt es sich um ein sogenanntes Ausbildungsverhältnis. Das bedeutet es ist eine Tätigkeit, bei der der Lehr- und Ausbildungszweck und nicht die Arbeitsleistung im Vordergrund steht. Daher gibt es auch kein Gehalt, sondern maximal ein Taschengeld. In vielen Branchen ist die Höhe des Taschengelds in den Kollektivverträgen festgelegt. Liegt

die Höhe des Taschengelds über der Geringfügigkeitsgrenze, bist du sozialversichert, darunter nur unfallversichert.

Musst du allerdings hauptsächlich gewöhnliche Arbeiten verrichten, handelt es sich um ein normales Dienstverhältnis und ist auch entsprechend zu entlohnen. Die ArbeiterInnenkammer empfiehlt daher, die genauen Abläufe des Praktikums zuvor in einem Vertrag festzuhalten und während des Praktikums Aufzeichnungen über die absolvierten Tätigkeiten zu führen. Auch die ÖH wird sich in den kommenden Monaten verstärkt um Verbesserungen im Praktika-Sektor bemühen. ◀

tac

Nähere Infos findest du unter www.oeh.ac.at

Angewandte Musikwissenschaft

Die Angewandte Musikwissenschaft, kurz AMuWi, besteht an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt seit nunmehr zweieinhalb Jahren. Der Aufbau des Studiums wird in drei Säulen gegliedert: Die Wissenschaft, die Musikpraxis und die Berufspraxis. Zusätzlich besteht die Möglichkeit zwischen einem wissenschaftlichen und einem musikpraktischen Schwerpunkt zu wählen. Die erste Säule wird durch die historische Musikwissenschaft, die systematische Musikwissenschaft (Musikpsychologie, Musikphilosophie, Musiksoziologie und Musikethnologie) und die Populärmusikforschung abgedeckt. Der Unterricht erstreckt sich von Tonsatz und Gehörbildung über Partiturspiel, Analysefächer, Chorsingen bis hin zu Ensemblespiel und Orchester. Die Musikpraxis erfolgt ergänzend und vertiefend zum musikwissenschaftlichen Unterricht. Alle Studierenden müssen sich vor dem Studienbeginn einer Einstufungsprüfung unterziehen. Daher sind Vorkenntnisse in den Bereichen Gehörbildung und Harmonielehre, sowie das Beherrschen eines Instrument oder des Gesangs notwendig. Das Hauptfach findet im Einzelunterricht statt, so dass alle Studierenden intensiv betreut werden können.

Die dritte Säule bezieht sich auf die berufsbezogenen Komponenten. Lehrveranstaltungen zu Musikmanagement, Musikdramaturgie, Musikjournalismus, Tontechnik und Musikrecht ermöglichen den Studierenden, einen Einblick in unterschiedliche (mögliche) Berufsfelder zu erhalten. Neben dem theoretischen Zugang sind die Studierenden bereits während ihres Studiums dazu aufgefordert, das angeeignete Wissen in der Praxis anzuwenden. Regelmäßige Projekte geben den Anstoß dazu. ◀

Weitere Informationen unter: www.uni-klu.ac.at/muwi oder www.konse.at

Esther Planton studiert Angewandte Musikwissenschaft in Klagenfurt.

REFERATE DER ÖSTERREICHISCHEN HOCHSCHÜLERINNENSCHAFT

Referat für pädagogische Angelegenheiten

Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 38, Fax: - 36
paedref@oeh.ac.at

Referat für Fachhochschul-Angelegenheiten (bzw. Referat für Bildungspolitik)

Beratung: Dienstag 10 - 13 Uhr, Donnerstag 13 - 16 Uhr
Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 38, Fax: - 36
FH@oeh.ac.at, bipol@oeh.ac.at

Referat für Sozialpolitik

Sozialberatung: Dienstag 10 - 13 Uhr und 19 - 21 Uhr, sowie Donnerstag 13 - 16 Uhr
Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 29
sozial@oeh.ac.at

Wohnrechtsberatung: Dienstag 9 - 12 Uhr und Donnerstag 13 - 16 Uhr
Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 41
wohnrecht@oeh.ac.at

Sozialfonds: Dienstag und Donnerstag 10 - 12 Uhr
Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 22
sozialfonds@oeh.ac.at

Studien- und MaturantInnenberatung

Montag, Mittwoch: 13-16 Uhr
Dienstag, Freitag: 09-12 Uhr,
Donnerstag: 18-20 Uhr (Mit Schwerpunkt auf Studienberechtigungsprüfung und Berufsreifeprüfung)
Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 24 bzw. - 25
studienberatung@oeh.ac.at
Skype: OEH-Beratung

Burgenland und in Niederösterreich
Martin Olesch: +43 (0) 676/888 522 73
Martin.Olesch@oeh.ac.at

Stände bei Berufs- und Studieninformationsmessen und Koordination der Maturantinnen- und Maturantenberatung in Wien
Agnes Wühr: +43 (0) 676/888 522 92
Agnes.Wuehr@oeh.ac.at

Referat für internationale Angelegenheiten

Donnerstag: 10-13 Uhr
Tel: +43 (0) 1/310 888 0 - 95
Fax: +43 (0) 1/310 888 0 - 36
internationales@oeh.ac.at
Skype: internats_bv

Referat für ausländische Studierende

Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 65, Fax: +43 (0) 1/310 88 80 - 36
auslaenderInnenreferat@oeh.ac.at
Dienstag: 10-12 Uhr (englisch, türkisch, deutsch)
Donnerstag: 15-18 Uhr (englisch, spanisch, deutsch)
Freitag: 9-12 Uhr (englisch, spanisch, deutsch)

Referat für feministische Politik

Tel: +43 (0) 676/ 888 522 74
Fax: +43 (0) 1/310 88 80 - 36
frauenreferat@oeh.ac.at

Referat für Menschenrechte und Gesellschaftspolitik

Maria Clar: +43 (0) 1/310 88 80 - 46
oder +43 (0) 676/ 888 522 52
Mittwoch: 11-14 Uhr
maria.clar@oeh.ac.at

Julia Hofmann: +43 (0) 1/310 88 80 - 46
julia.hofmann@oeh.ac.at

PA alle Referate: Taubstummengasse 7-9, 1040 Wien

Politik



Die Angst vor unserer Handlungsunfähigkeit

Kommentar von Wolfgang Zwander

Das vorliegende Heft ist ein Heft der Krise. Das war nicht geplant, ist aber offensichtlich: Christine Nöstlinger spricht im Cover-Interview über die Krise der SPÖ, Marion Bacher beschreibt in ihrer Reportage die Auswirkungen der Finanzkrise auf Griechenland, Anna Sawerthal umreißt in ihrem Beitrag die Krise der Mittelschicht und Heribert Prantl, einer der besten leitartikler deutschlands, veranschaulicht in seiner abgedruckten Rede die Krise von Journalismus und Pressefreiheit, die wiederum zu einer schweren Krise der Demokratie führen könnte.

Das beim Lesen der Geschichten entstehende Gefühl nimmt folgenden Gedanken schon vorweg: Die beschriebenen Krisen sind allesamt keine isolierten Phänomene, sondern hängen miteinander zusammen. Es gibt zwischen ihnen eine Verbindung, die auf zwei Punkte heruntergebrochen werden kann: Angst und fehlender Glaube. Die Angst vor unserer eigenen scheinbaren Handlungsunfähigkeit. Und der fehlende Glaube in die Kraft unseres Handelns. In den vergangenen Jahrzehnten hat sich ein so bequemer wie gefährlicher Gedanke in vielen Köpfen breit gemacht. Dass der Zug der Geschichte seine Endstation erreicht habe, wurde allerorten gefaselt. Nicht zuletzt auch an den Universitäten.

Dass wir uns nicht mehr um das politische Ganze kümmern müssten, wurde uns erzählt, sondern nur noch um unser eigenes, privates Wohlergehen.

Die Wirklichkeit sieht aber anders aus. Das so genannte Ende der Geschichte hat gerade um ein Haar Griechenland in den Bankrott getrieben; das Ende der Geschichte ist gerade dabei, Zeitungsredaktionen und die Pressefreiheit zu zerstören; das Ende der Geschichte macht sich gerade daran, blutig erkämpfte Werte und Tugenden zu vernichten.

Das Gerede vom Ende der Geschichte ist kein Ende der Geschichte, sondern der Versuch, den Menschen allenthalben einzureden, dass politisch und journalistisch integrires Handeln sinn- und zwecklos wären.

Wenn JournalistInnen selbst nicht mehr an den Journalismus glauben, wer bewacht dann die Demokratie? Wenn sich die Mittelschicht aufgibt, wer trägt dann den demokratischen Staat? Wenn sozialdemokratische Parteien in Handlungsunfähigkeit verharren, wer verhindert dann, dass die Massen zu den antidemokratischen Rechtsradikalen abwandern? ◀

Der Autor studiert in Wien.

KURZMELDUNGEN

Präsident begnadigt Schwule

Der malawische Präsident Bingu wa Mutharika hat ein zu 14 Jahren Haft und Zwangsarbeit verurteiltes schwules Ehepaar begnadigt. „Ich habe entschieden, dass sie mit dem heutigen Tag begnadigt sind“, sagte Mutharika zu JournalistInnen. Ein Gericht in der Stadt Blantyre hatte gegen die Männer im Mai die Höchststrafe verhängt. Als Begründung gab der Richter an, die harte Strafe solle mögliche Nachahmer davon abhalten, dem „abscheulichen Beispiel“ der beiden Schwulen zu folgen. Die beiden 26 und 20 Jahre alten Männer hatten sich Ende vergangenen Jahres in einer öffentlichen Zeremonie das Ja-Wort gegeben und waren unmittelbar danach festgenommen worden.

Königliche Familie akzeptiert Erbe

Wer hat, dem wird gegeben. Spaniens königliche Familie hat sich dafür entschieden, das Erbe eines ihr unbekanntes Millionärs anzunehmen. Kronprinz Felipe, Fürst von Asturien, Kronprinzessin Letizia und acht Enkelkinder von König Juan Carlos würden die knapp zehn Millionen Euro annehmen, ließ das Königshaus verlautbaren. Linksgerichtete Parteien kritisierten die Entscheidung und sagten, das Geld gehöre dem Staat, der die königliche Familie jährlich mit Millionen unterstützt. Hätten der spanische Thronfolger und seine Angehörigen das Erbe ausgeschlagen, wäre es laut Testament an den Staat Israel gegangen.

Neue US-Sicherheitsstrategie

US-Außenministerin Hillary Clinton hat im Mai die neue Sicherheitsstrategie ihrer Regierung vorgestellt. „Die USA geht über von der zumeist direkten Machtausübung zu einer etwas differenzierteren Form und einer schwierigen Mischung aus indirekter Machtausübung und Einflussnahme“, sagte Clinton. Sie hob hervor, die USA würden deshalb nicht weniger mächtig sein. Als Säulen der Macht ihres Landes nannte die Ministerin unter anderem Verteidigung und Diplomatie, aber auch die Wirtschaftsmacht oder die „Macht unseres Vorbildes“. Die neue Strategie beinhalte „keinen weltweiten Krieg gegen eine Taktik“ wie den Terrorismus und auch „keinen Krieg gegen eine Religion wie den Islam“.

Demokratie kann auch
spielerisch erlernt werden.



Foto: Bischof

Demokratie lernen

Die Demokratiewerkstatt des Parlaments, initiiert von Nationalratspräsidentin Barbara Prammer, soll für Kinder und Jugendliche der Ort sein, wo sie Demokratie nicht nur kennenlernen sondern auch praktisch lernen können. Wie der Lernprozess angelegt ist, hat sich das PROGRESS genauer angesehen.

SOPHIE WOLLNER

Das ist der Anrufbeantworter des Parlaments: Ja hallo, eins möchte ich schon sagen: Jugendliche brauchen mehr Kontakt zu den Politikern, wie wär's mit einer Diskussionsrunde? Mit diesen Worten beleben die Jugendlichen der P11-Klasse der Polytechnischen Schule im 15. Wiener Gemeindebezirk ihren selbst gemachten Radiobeitrag im Rahmen der Demokratiewerkstatt des Österreichischen Parlaments.

Die Demokratiewerkstatt wurde 2007 von Nationalratspräsidentin Barbara Prammer ins Leben gerufen. Sie ist eine Einrichtung zur Förderung von Demokratieverständnis und politischem Interesse für Kinder und Jugendliche und, laut Selbstdefinition, als „Werkstatt und Experimentierfeld mit unterschiedlichen Zugängen zu politischen Themen“ angelegt.

Ein Experimentierfeld sind Medien – wie das Radio – und Diskussionen mit PolitikerInnen: So führen etwa die SchülerInnen des Polytechnischen Lehrgangs ein Interview mit dem Nationalratsabgeordneten Kai Jan Krainer. Ihr Beitrag dreht sich um die Schnittstelle zwischen WählerInnen und PolitikerInnen – und den Stellenwert von Demokratie: Warum sollen wir wählen gehen? Was ist eine Demokratie, was ist eine Diktatur? Und wie funktioniert Mitbestimmung? Diese und andere Fragen diskutieren die Jugendlichen in ihrem Radiobeitrag. Ihr Resümee: „Wir

haben nicht geglaubt, dass Politiker ganz normale Menschen sind so wie wir. Probier's auch.“

Auf den Spuren eines Gesetzes.

Während die 15- bis 16-Jährigen in der Demokratiewerkstatt über ihr Wahlrecht diskutieren, verfolgen Sascha, Lukas, Elisa, Tamara und ihre KollegInnen aus der 4B-Klasse der Volksschule in Wien 14 den Weg eines Gesetzes: Im Parlament können die Kinder vor Ort sehen und erfassen, welche Stationen ein Gesetz durchlaufen muss. Auch sie stellen sich in ihrem Radiobeitrag die Frage: „Warum ist wählen wichtig?“ Ihre Antwort: „Weil man abstimmen kann und seine Meinung sagen kann. Wer nicht wählt, vergibt seine Stimme.“ Das Thema „wählen“ hat seit der Senkung des Wahlalters auf 16 Jahre an Bedeutung für Jugendliche gewonnen.

Mitbestimmung erleben. „Jede Schülerin und jeder Schüler soll in seiner oder ihrer Schullaufbahn zumindest einmal einen Workshop besucht haben“, sagt Nationalratspräsidentin Barbara Prammer über die Ziele der Demokratiewerkstatt. Die Workshops mit Titeln wie „Politische Werkstatt“ (Wie entsteht ein Gesetz?), „Partizipationswerkstatt“ (Wie funktioniert Meinungsbildung in einer Demokratie?) oder „Europawerkstatt“ (Die Aspekte der Europäischen Union) sind Montag bis Freitag für Schulklassen offen. An Samstagen können EinzelteilnehmerInnen die Demokratiewerkstatt erleben.

Der didaktische Ansatz der Demokratiewerkstatt definiert Selbsttätigkeit, persönliches Ziel, greifbares Ergebnis, Mitbestimmung und Erfolgserlebnis als die wichtigsten Elemente. „Bewusst selber machen schafft Bewusstsein, deshalb werden die Inhalte so aufbereitet, dass sie erlebbar werden. Am Ende der Workshops steht als Ziel immer ein persönliches Produkt (Zeitung, Radiosendung, Filmbeitrag, Archivbeitrag...),“ heißt es auf der Homepage des Parlaments. Die Ergebnisse stehen dann – wie die Radiobeiträge der SchülerInnen des Polytechnischen Lehrgangs und der 4B-Klasse – auf der Webseite zum Download zur Verfügung. „Diese greifbaren Ergebnisse unterstützen das Begreifen. Die Kinder und Jugendlichen haben in der Umsetzung ihrer Workshop-Ergebnisse die Wahlmöglichkeit zwischen verschiedenen Werkzeugen und Ausdrucksmitteln. Der Erfolg und das Erlebnis der gemeinsamen Arbeit und des gemeinsamen Erforschens stärkt die Identifikation durch das Erleben von Mitbestimmung“, so die Erklärung des pädagogischen Herangehens.

Wen interessiert's? Das Projekt findet Anklang: In den letzten zweieinhalb Jahren haben über 25.000 SchülerInnen die Demokratiewerkstatt besucht. Für Nationalratspräsidentin Barbara Prammer ist der Zenit des Projekts aber noch lange nicht erreicht: „Mein Ziel ist es, die Demokratiewerkstatt noch weiter auszubauen: Gemeinsam mit den SozialpartnerInnen wollen wir Möglichkeiten erarbeiten, wie Lehrlinge an der Demokratiewerkstatt im Rahmen ihrer Ausbildung teilnehmen können.“ Außerdem wünscht sich die Präsidentin die Auswei-

tung solcher oder ähnlicher Projekte auf die Landtage vor Ort. Dass ein Ausbau Erfolg haben kann, scheint vorprogrammiert – die Demokratiewerkstatt in Wien ist ausgelastet. LehrerInnen nutzen das Angebot für den Bereich politischer Bildung, denn die pädagogische Herangehensweise erfüllt das Ziel, möglichst abwechslungsreich den SchülerInnen nachhaltige Erfahrungen zu ermöglichen. Dennoch: Die Demokratiewerkstatt darf nur eine Ergänzung zur Politischen Bildung in der Schule sein – damit die politische Bildung im Schulbereich abzuhaken wäre fatal. Gerade wenn es um die Vorbereitung auf die Wahrnehmung des Wahlrechts mit 16 Jahren geht. Die Kinder und Jugendlichen erleben, dass wählen mehr ist, als nur ein Kreuz in der Wahlzelle zu machen: Es geht um Information, Meinungsbildung, Diskussion und Mitbestimmung. Sandra, Meli, Görkan und Ahmed aus der P11 sagen dazu: „Wir Jugendlichen finden, wir haben mehr Verantwortung verdient.“ ◀

Die Autorin studiert Germanistik und Politikwissenschaft in Wien.

<http://politischebildung.univie.ac.at/veranstaltungen/>

ANGEBOT FÜR STUDIERENDE

Gemeinsam mit dem Department für Didaktik der Politischen Bildung finden Veranstaltungsreihen statt: „Wiener Gespräche zur Politischen Bildung“ in Kooperation mit dem österreichischen Parlament. Im Sommersemester thematisieren vier Vorträge die „Politische Bildung in der Weltgesellschaft“.

DEMOKRATIEWERKSTATT IM PALAIS EPSTEIN

Online werken und nachlesen unter: www.demokratiewerkstatt.at

Öffentliche Workshops für EinzelteilnehmerInnen:
Grundsätzlich jeden ersten Samstag im Monat von 13:30 - 17:00 Uhr

Wir leben in einem sehr, sehr konservativen Land

Dafür, dass Nationalratspräsidentin Barbara Prammer das zweithöchste Amt der Republik ausübt, ist sie sehr unbekannt. Ein politisches Porträt einer stillen Kämpferin.

CORNELIA GIRARDI

Es sind nicht alle 183 so, wie einige wenige sich ständig darstellen“, sagt Barbara Prammer über die Abgeordneten des Hauses, dessen Chefin sie ist, und es klingt fast ein wenig liebevoll. „Aber da gibt es natürlich schon enorme KandidatInnen. Die könnte ich jetzt namentlich aufzählen, tue ich aber nicht, weil das ohnedies alle wissen.“ Gemeint ist damit natürlich unter anderem der dritte Nationalratspräsident und Mitglied der schlagenden Burschenschaft *Olympia*, Martin Graf (FPÖ). Trotz wiederholter demokratiepolitisch inakzeptabler Taten und Aussagen seit seiner umstrittenen Wahl ins Präsidium (so lud er unter anderem den rechtsextremen Professor Walter Marinovic als Redner ins Parlament ein) blieben alle Anträge zu seiner Abwahl ohne Erfolg. Die jüngste Debatte zur Abwahl von Nationalratspräsident Graf entwickelte sich letztendlich gar zu einer Farce über die Frage, von wem sich die bei einem Parlamentarier-Fußballturnier nicht anwesende Präsidentin Prammer vertreten hätte lassen dürfen, um Grußworte auszusprechen. Nach 14 Stunden wurde die Sitzung geschlossen, eine Einigung über die Frage der Präsidenten-Abwahl musste wieder einmal vertagt werden.

Junge Mutter. Aber Barbara Prammer, die als Nationalratspräsidentin das zweithöchste Amt im Staate trägt, hat gelernt, geduldig zu sein. Gerade was jene Themen betrifft, die sie laut eigener Aussage seit Beginn ihrer Karriere in den Mittelpunkt gerückt hat: „Frauenthemen, Demokratieentwicklung, internationale Politik – die sprödesten Themen überhaupt.“ Was die Frauenthemen betrifft, bekommt Prammer

schon früh in ihrem Leben persönliche Gründe, sich zu engagieren: Kurz nach der Matura wird sie schwanger und arbeitet daraufhin als alleinerziehende Mutter am Gemeindeamt ihrer Heimatgemeinde Ottmang in Oberösterreich. Als stellvertretende Amtsleiterin muss sie bei einer Gemeinderatssitzung Protokoll führen und wird dabei Zeugin ihrer eigenen Diskriminierung. Bei der Sitzung wird beschlossen, dass der Mann, der an Prammer eigentlich Teile seiner Kompetenzen hätte abgeben müssen, mit einer Sekretärin ausgestattet wird, während sie auf dem niedrigeren Level weiterarbeiten soll. „Das war eines der eindrucksvollsten Ereignisse meines Lebens“, sagt Prammer heute, und auch der Grund, warum sie zu studieren begonnen habe. „Weil ich mir damals gedacht habe: Es reicht mir. Ich mag so nicht mehr weitertun.“

Heute würden Frauen im Gegensatz zu ihrer Generation etwas älter werden, bis sie die ersten Diskriminierungserfahrungen machten. Allerdings sei der öffentliche Druck und auch der Druck „von einer sehr männlich orientierten Gesellschaft“ noch immer enorm. Darum fordert Prammer sowohl Frauenquoten als auch wieder mehr Kampagnen, denn „wir leben in einem sehr, sehr konservativen Land und es ist vieles in den Köpfen der Menschen noch nicht drinnen. Wenn ich immer noch höre, wie lange die Frauen zuhause bleiben müssen, weil sonst die Kinder missraten werden.“ Und verantwortlich und schuld wenn irgendwas schief geht seien sowieso nur die Frauen – „das ist ja alles zum Wahnsinnig werden mittlerweile.“

Objektive Wahrheit? Bei diesen Worten wird Prammers Stimme laut und es ist spürbar, wie sehr ihr das Thema nahegeht. Zur Zeit des Frau-

envolksbegehrens war Prammer selbst Frauenministerin unter Viktor Klima und musste miterleben, wie nach der schwarz-blauen Wende als eine der ersten Maßnahmen das Frauenministerium abgeschafft wurde. Dann nimmt sie sich aber wieder zurück. Sie hat ja mittlerweile auch einen anderen Job. Und in diesem hat Prammer genug zu tun: Am 30. Juni sollen die Klubs über eine Ausweitung der beruflichen Immunität von Abgeordneten abstimmen. Prammer setzt sich außerdem schon länger für eine Reform der Geschäftsordnung des Nationalrates bei Untersuchungsausschüssen ein. Nach deutschem Vorbild des sogenannten Organstreitverfahrens soll demnach die parlamentarische Minderheit von einem Viertel der Abgeordneten die Einsetzung eines Untersuchungsausschusses verlangen können. Auch wenn die Einzelheiten dieser Reform derzeit noch ausgehandelt werden müssen, soll sie im Sommer über die Bühne gehen. Ein weiterer ausstehender Punkt ist natürlich die anstehende Totalrenovierung des Parlaments, die nun effektiv erst 2013 begonnen werden kann. „Wer nicht gut plant, hat schlecht gebaut“, verteidigt Prammer den späten Baubeginn und weckt so einmal mehr den Eindruck, als gehöre es zu den höchsten Tugenden einer Nationalratspräsidentin, sich unermüdlich in Geduld zu üben.

Immerhin, in mehreren für sie wichtigen Punkten konnte Prammer seit ihrem Antritt bereits große Erfolge verbuchen. Erstens sei das Parlament „um ein vielfaches weiblicher geworden“, freut sich Prammer. Von zwei VizedirektorInnen sei jetzt eine eine Frau, von sieben Dienstleistenden seien drei Frauen und vier Männer, bei den Abteilungsleitungen sei man bei rund 40 Prozent angelangt. Eine zweite wichtige Änderung im Hohen Haus unter der Nationalratspräsidentin Prammer ist die Öffnung des Hauses für die Bevölkerung durch regelmäßige Veranstaltungen zu demokratiepolitischen Themen, Lesungen und Ähnlichem. Als ihr „neues Steckenpferd neben der Frauenpolitik“ bezeichnet Prammer die Demokratiebildung für den jüngeren Anteil der Bevölkerung. Im Parlament wird diese in Gestalt der 2007 von Prammer ins Leben gerufenen Demokratiewerkstatt verwirklicht (siehe S. 14), mit beinahe täglich stattfindenden Workshops für Kinder zu Demokratiepolitik und Medien. „Das, was wir den Kindern vermitteln müssen, ist, dass sie kritisch sind, dass sie alles kritisch hinterfragen.“ Während Prammer über dieses Thema spricht, kommt sie mehr und mehr in einen Redeschwall, der in scharfen Worten gipfelt: „Es gibt keine objektive Wahrheit in der Politik.“

Barbara Prammer ist die erste Frau, die das zweithöchste Amt Österreichs ausübt.



Die Autorin studierte Journalismus in Wien.

Junge Demonstranten schützen sich vor dem Tränengas der Polizei.



Pflastersteine nach Athen tragen

Hellas muss Milliarden an Euro sparen. PolitikerInnen kündigen die radikalsten Reformen der Geschichte der jungen Demokratie an. Das treibt die Massen auf die Straßen, schürt Widerstand und belebt Zivilcourage und Demokratiebewusstsein. Eine Reportage.

MARION BACHER

Ein Mann fuchtelt wütend mit den Händen in der Luft. Die Fotografin, gegen die die griechische Schreitirade gerichtet ist, zuckt mit den Schultern. „You are not in Barcelona!“, bricht es aus ihm heraus – und das obwohl die Linse der Kamera nicht einmal seinen Kopf im Focus hat. Für sie interessanter sind die schwarz verummten Männer rund um ihn herum. Die schweren Gasmasken mit den rüsselartigen Schnauzen haben sie fest an die Köpfe geschnallt, die oft noch jugenhaft anmutenden Körper stecken in schwarzen Kapuzenpullovern. Von den mehreren hunderttausend Demonstrierenden, die an jenem fünften Mai durch die Innenstadt Athens mal singend, mal schreiend, mal still und leise marschieren, zählt nur ein Bruchteil zum gewaltbereiten *Schwarzen Block*. Dennoch scheinen tausende PolizistInnen – mit Schlagstock, Tränengas und Schockbomben bewaffnet, mit Gasmaske und Abwehrschild geschützt – an jenem schwülen Mittwochmittag nur wegen ihnen die Straßen zu säumen.

Abwartend stehen sie da, beobachten wie sich die Massen vorbeischieben. Es ist ruhig solange sich nicht die Wut der Enttäuschten über die PolizistInnen ergießt.

Die Ruhe vor dem Sturm ist laut. Wüste Beschimpfungen sind zu vernehmen, bis der erste zur Bierflasche greift und sie auf die PolizistInnen schleudert. Steine, so groß, dass sie gerade noch in eine Hand passen, folgen. Die Masse schiebt sich panikartig davon, manche flüchten durch die engen Gassen. Schaulustige stehen abseits, ziehen sich vorausahnend Stoffetzen vor Mund und Nase. Jeder weiß in diesem Moment, was als nächstes kommt. Ein Mann ganz in Schwarz schmeißt einen Molotowcocktail auf die in grün gekleideten Zielscheiben seiner Wut, Mülltonnen werden angezündet, die Polizei feuert Schockbomben und Tränengas. Es kracht, es knallt und zurr. Ein stechender, juckender, lähmender Geruch liegt beißend in der Luft, dringt in das Gewand und reizt Tränendrüsen und Atemwege. Wer will und kann, der flüchtet. Andere sehen an jenem Tag wie eine Bank in Flammen aufgeht. Bei der

größten Demonstration seit der Revolution vor 35 Jahren ersticken drei Bankangestellte hinter den gut verriegelten Eingangsbereichen, die die Banken in diesen Tagen vor Angriffen schützen sollten. Auch am nächsten Tag bleiben sie verriegelt. Schwarze Fahnen hängen an metallenen Rollläden.

Der Generalstreik in Athen ist die wütende Reaktion auf die rigorosen Sparmaßnahmen der griechischen Regierung. PensionistInnen und BeamtInnen werden bis zu einem Fünftel ihres Gehalts verlieren. In den kommenden Monaten soll eine Reform nach der anderen beschlossen werden. Das Pensionssystem und die Krankenkassen werden komplett umgestaltet, die Steuerbehörden neu aufgestellt, die Zahl der politischen VertreterInnen in den Regionen soll schrumpfen und die 10.000 staatlichen Kommissionen werden zusammengestrichen. 30 Milliarden Euro will die Regierung wegen der drohenden Staatspleite einsparen. Gleichzeitig bekommt Hellas in den kommenden drei Jahren von der EU und dem *Internationalen Währungsfonds* (IWF) Notkredite in Höhe von € 110 Milliarden. Wer Geld gibt, der bestimmt die



Die Krise politisiert die Jungen wie die Alten.

Auflagen, und so dürfen die EU und der IWF all die Reformen überprüfen und, wenn sie es als notwendig empfinden, den Geldhahn abdrehen. Griechenland geht als erstes Land, das sich bevormunden lassen muss, in die Geschichte der Euro-Zone ein.

Korruption und Vetternwirtschaft. Viele, die auf die Straße gingen, haben die Militärdiktatur in den späten 60er und frühen 70er Jahren miterlebt. Sie wollen sich nichts mehr diktieren lassen. „Get out IMF“ prangt in roter Schrift auf einem alten Bank-Gebäude am Syn-

Das ganze politische Establishment hat dem traditionellen griechischen Usus gefrönt, den Staat als Beute zu betrachten und den öffentlichen Dienst - vom Staatssekretär bis zur Putzfrau - mit eigenen Leuten zu füllen.

tagma-Platz. Manch einer spricht in diesen Tagen vom Austritt aus der EU. Nicht Vassilis P., der als Kellner in einem Restaurant am Fuße der Akropolis eine Gemüseplatte serviert. „Die Griechen sind Mitschuld an der Krise. Jahrzehntlang hat man durch Korruption und Vetternwirtschaft ganz gut vom System gelebt.“ Jene, die nicht in die Hand, die sie füttert, beißen wollen, beugen sich während der Demonstration neugierig über die hübschen Balkone am Syntagma-Platz, lassen sich die Haare schneiden in einem der vielen Friseursalons, die trotz Generalstreik in der Innenstadt regen Betrieb haben, oder sie schlürfen überhaupt in sicherer Entfernung ihren Cappuccino um € 4,50 am Kolonaki-Platz.

Rund € 30 Milliarden pro Jahr versickern in Griechenland in der Schattenwirtschaft. Die Regierung unter der Führung von Premierminister Giorgos Papandreou will nun den Steuersündern den Garaus machen. Geschehen soll dies etwa durch eine Überwachungstechnik aus Israel. tatt Quassam-Raketen im Gaza-Streifen sollen Satelliten über Griechenland nun die versteckten Swimmingpools und Luxuskarossen in Vorort-Villen ausfindig machen. Warum besteht ein Teil der GriechInnen aus korrupten SteuerhinterzieherInnen? Sie als geizig abzustempeln, wäre wahrlich zu einfach. Nein, das Problem ist strukturell: Es ist das fehlende Vertrauen in den Staat, das zur mangelnden Steuerehrlichkeit führt.

Seit dem Ende der Militärdiktatur 1974 teilen sich grob gesehen zwei große Parteien die Macht über Griechenland auf. Den Grundstock zur heutigen Staatsschuld legte die Regierung von Andreas Papandreou – Vater des heutigen Ministerpräsidenten – der aktuell regierenden *Panhellenischen Sozialistischen Bewegung* (PASOK). Er griff mit seiner populistischen Ausgabenpolitik in den 80er Jahren tief in die Staatskassen. Die meisten großen Ausgabenschübe gingen jedoch in der Vergangenheit auf das Konto der zweiten, großen Partei: Der konservativen Partei *Neue Demokratie* (ND). Die Regierung unter Konstaninos Karamanlis, die im vergangenen Jahr abgewählt wurde, ist für die Verdoppelung des Haushaltslochs verantwortlich. Jedoch ist die Schuldfrage nicht allein mit diesen zwei Parteien geklärt – das ganze politische Establishment hat dem traditionellen griechischen Usus gefrönt, den



Die Massen stürmen auf die Straßen und Plätze, um ein Zeichen gegen das System zu setzen.

Staat als Beute zu betrachten und den öffentlichen Dienst vom Staatssekretär bis zur Putzfrau mit eigenen Leuten zu füllen.

Aus diesem Grund sind die Feindbilder der Demonstrierenden nicht primär die BesserwisserInnen innerhalb der EU oder des IMF, sondern die eigenen PolitikerInnen. Was die Menschen eint, ist ein Grundverständnis über die korrupte Elite. „So nicht!“, sagen viele, ballen die linke Hand zu einer Faust und strecken sie in die Höhe. Verkörpert wird der Feind durch die schwer bewaffneten PolizistInnen, die an allen Ecken und Enden für Zucht und Ordnung sorgen. Was in Österreich unvorstellbar wäre, passiert in Griechenland in sämtlichen Straßen, auch ohne Demonstration: Eine Frau kracht mit einer Horde von schwer bewaffneten PolizistInnen zusammen, die oft scheinbar grundlos das von vielen Studierenden und linksautonomen BewohnerInnen be-

völkerte Viertel Exarchia belagern. Sie schreit und schimpft, stößt gegen das Schutzschild der ExekutivbeamtenInnen. Es wird zurückgeschubst, ihr Geschrei wird lauter und in Bruchteilen von Sekunden stürmen zwei Dutzend ZivilistInnen auf die verlängerten Arme der Regierung zu. Zivilcourage ist in Griechenland dieser Tage kein abstrakter Begriff.

Der Abend danach. Am Abend nach der Demonstration ist es ungewöhnlich ruhig in Exarchia. Wo sich sonst vor liebevollen Graffiti-beschmierten Häusern die junge Generation zum Biertrinken trifft, schleicht heute nur eine Katze über die glatten Pflastersteine. Bars, Restaurants, Shops – sie alle sind verriegelt. Mit den DemonstrantInnen ist auch das Leben von den Straßen abgezogen. Kaum ein Auto parkt anarchistisch am Straßenrand, die PolizistInnen sit-

zen angelehnt an das Gitter der Eingangspforten eines Supermarktes. Sie wirken erschöpft und gelangweilt. So manch einer spielt in diesen Leerlaufstunden mit dem Handy. Nicht weit von ihnen entfernt ist das *Polytechnische Institut* – einer der wenigen Rückzugsorte in Athen, wo seit Beginn der jungen Demokratie die Polizei keinen Zutritt hat. An der Straßenecke wurde im Dezember 2008 der 15-jährige Alexandros von einem Polizisten erschossen. Damals war viel von der Perspektivenlosigkeit der jungen Generation die Rede. Mittlerweile hat sich die Situation verschlimmert. Im Herbst 2009 war in Griechenland bereits jede vierte Person unter 24 Jahren ohne Job. Bald werden sich die Leute womöglich nicht mehr über die 700-Euro-Generation beklagen, die nicht gerecht bezahlt wird, sondern über die hoffnungslose Gegenwart ohne Beschäftigung. „Wer es sich leisten kann, der studiert im Ausland“, sagt die Journalistin Karolina T., „und kommt nicht mehr zurück.“ Die junge Griechin mit dem schwarzen Lockenkopf ging vor sechs Jahren zum Studieren nach London. Bis heute hat sie Rückkehrpläne, aber keine Möglichkeiten.

Neben Griechenland ist die Jugendarbeitslosigkeit auch in Italien und Spanien sehr hoch. Im März waren im krisengebeutelten Spanien bereits 41,3 Prozent der jungen Menschen ohne Arbeit. Auch hier ist die Tendenz steigend. Die Jugendarbeitslosigkeit ist eng mit der Krise verknüpft, die auch die mediterranen Staaten erfasst hat. Vor allem seit der Diskussion rund um den Rettungsschirm für Griechenland sind alte Stereotype und Vorurteile gegen die SüdländerInnen wieder am Köcheln. Faul und träge sollen sie sein, die Menschen in jenen Ländern, in denen viele so gerne ihre Sommerurlaube verbringen. Schon jetzt haben gehässige BritInnen die Abkürzung „Pigs“ für Portugal, Italien, Griechenland und Spanien erfunden. Vier Staaten, von denen befürchtet wird, dass die aktuelle Wirtschaftskrise sie wie zarte Grashalme in einem Sturm umknickt. Vielleicht waren die wütenden Worte „You are not in Barcelona!“ des griechischen Demonstranten unbewusst vorausahnend. Vielleicht gehen das nächste Mal hunderttausende SpanierInnen auf die Straßen. Zumindest für das Demokratiebewusstsein könnte das gut sein. ◀

Die Autorin studiert Zeitgeschichte in Wien.

DOSSIER



Zeit der letzten Worte

**ZeugInnen der NS-Zeit
kämpfen gegen das Vergessen**



Wir müssen reden!

Unsere Generation ist die letzte, die die Möglichkeit haben wird, mit jenen Menschen zu sprechen, die Krieg, Verfolgung und Diktatur in Österreich miterleben mussten. Viel Zeit dürfen wir aber nicht mehr verlieren, um diese Chance zu nutzen.

VINZENT REST

Der 1928er Jahrgang war der letzte, der in den Krieg gezogen ist. 82 Jahre alt werden die noch lebenden VertreterInnen dieses Jahrganges 2010. Damit haben sie die durchschnittliche Lebenserwartung von ÖsterreicherInnen bereits um knapp vier Jahre übertroffen. Laut den Erhebungen des Statistischen Zentralamts von 2008 beträgt die Zahl der vor 1928 Geborenen etwa 350.000. Werden nur die männlichen ZeitzeugInnen gezählt, die im Gegensatz zu den weiblichen auch aktiv in Kriegshandlungen verwickelt waren, sind es knapp 100.000. Es kann davon ausgegangen werden, dass ein großer Teil von diesen aufgrund des fortgeschrittenen Alters nicht mehr im Stande ist, genaue Angaben zu den Geschehnissen und dem Erlebten zu machen. Viele, der in den historisch relevanten Jahren Geborenen, mussten ihr Leben bereits für den sinnlosen Totenkampf des maroden Hitler-Deutschland geben oder starben

in den bombardierten Städten. Viele sind es also nicht, die heute noch leben und auch über das Erlebte sprechen möchten und können.

Daraus ergibt sich natürlich auch eine Verantwortung, nämlich das Geschehene an die Nachwelt weiterzugeben, um dem viel zitierten Satz „Niemals vergessen!“ Genüge zu tun. Gerade in Zeiten, in denen wichtige Elemente unserer Demokratie wie das Verbotsgesetz von PolitikerInnen des rechten Randes in Frage gestellt werden, ist es wichtig, sich in Erinnerung zu rufen, weshalb es Gesetze wie dieses gibt und warum wir in Österreich unsere Erinnerungskultur immer wieder erneut in Frage stellen müssen. Aus dem „Nie wieder!“ wird so ein „Warum noch immer?“, das neben einer konkreten Handlungsaufforderung auch noch ein verstärktes Reflektieren impliziert.

Nicht stillhalten, wenn Unrecht geschieht. So lautete das Credo von Agnes Primocic, einer österreichischen Widerstandskämpferin, die 1905 in Hallein geboren wurde. Sie

war als Betriebsrätin in einer Tabakfabrik tätig und in der Kommunistischen Partei engagiert, weshalb sie sowohl von den Machhabern in der Zeit des Austrofaschismus als auch von den Nazis bedroht, verfolgt und auch mehrmals eingesperrt wurde. In den Achtzigerjahren begann sie damit, inow Schulklassen über ihr Wirken im Widerstand zu sprechen. Es war ihr wichtig, Jugendlichen die Wichtigkeit von Zivilcourage zu vermitteln. Bis ins hohe Alter setzte sie diese Tätigkeit fort und wiederholte immer, wie wichtig es ist, gegen Unrecht aufzubegehren. Vor drei Jahren verstarb sie im Alter von 102 Jahren.

Eindrucksvoll ist auch die Geschichte der polnisch-stämmigen Jüdin Havka Raban-Folman, die während der Besetzung Polens als Botin zwischen den verschiedenen Widerstandsverbänden in den jüdischen Ghettos, die auf ganz Polen verteilt waren, fungierte. Nach ihrer Verhaftung wurde sie ins gefürchtete Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau deportiert. Aufgrund eines Formfehlers wurde sie jedoch als Polin

und nicht als Jüdin registriert und kam wohl auch deshalb mit dem Leben davon. Nach dem Krieg emigrierte sie nach Israel und gründete gemeinsam mit anderen Überlebenden im Norden des Landes den Kibbuz Lohamei Ha'Getaot, was übersetzt Ghettokämpfer bedeutet, und wo sie bis heute lebt. In ihrem Beruf als Lehrerin hatte sie die Möglichkeit, mit jungen Menschen über die Geschehnisse zu sprechen und sie für die Thematik zu sensibilisieren. Bis heute spricht sie mit Jugendlichen über ihre Erlebnisse und betreut bis zu drei Jugendgruppen täglich.

Situation in Österreich. Auch in Österreich kommt das Problem der immer kleiner werdenden Zahl von ZeitzeugInnen regelmäßig zur Sprache. Durch Projekte wie *A Letter To The Stars* wurde das Ganze auch medial vermehrt breit getreten. Bei diesem Projekt wurden SchülerInnen aufgefordert, an österreichische Überlebende der Shoah, die über die ganze Welt verstreut leben, Briefe zu schreiben,

Wichtig ist aber das Bewusstsein, dass ZeitzeugInnen nicht nur durch groß organisierte Projekte angesprochen werden können, sondern nächste ZeitzeugInnen auch in der NachbarInnenschaft zu finden sind. Ihre Geschichten können eines Tages nicht mehr gehört werden und uns kommt ein wichtiges historisches Dokument abhanden. Die Devise lautet: Jetzt handeln, fragen, zuhören und reden, bevor es zu spät ist. ◀

KOMMENTAR DER REDAKTION

Die Möglichkeit, mit ZeitzeugInnen über ihre Geschichte zu sprechen, ist das Privileg und die Chance unserer Generation. Viel zu selten nutzen wir diese und tun die Erzählungen der Großeltern als lästige Sonntagnachmittagunterhaltung ab. Doch die Möglichkeit, vergangene Situationen aus erster Hand erzählt zu bekommen, sollte geschätzt und vor allem genutzt werden. So kann sich jeder und jede ein Bild darüber machen, was die Menschen da-

mals durch- und vor allem erlebt haben. Dadurch wird nicht nur ein besseres Verständnis für die Personen und deren Geschichte geschaffen, sondern vielmehr noch verhindert, dass das Erlebte leichtfertig vergessen wird. Auf den Seiten 21 bis 24 machen wir den ersten Schritt in diese Richtung, indem wir euch verschiedene Zugänge aufzeigen, welche den ZeitzeugInnen Gehör verschaffen.

red ▶

Der Autor studiert an der Wirtschaftsuniversität Wien.



Zu Ende, aber nicht vorbei

Richard Wadani schreibt über seine Desertion aus der Hitler-Wehrmacht und das lange Ringen um Anerkennung.

RICHARD WADANI

Letztes Jahr ging ein Kapitel zu Ende, das für mich an einem Herbsttag des Jahres 1944 begonnen hatte. Damals war ich aus der Hitler-Wehrmacht desertiert und an der Westfront zu den Alliierten übergelaufen. Ich hatte beschlossen, gegen jene zu kämpfen, die sich 1938 Österreich einverleibt hatten. Die Hitler-Wehrmacht war für mich eine fremde Armee, sie war die Armee der OkkupantInnen. Trotzdem wurde ich, wie viele andere auch, in Österreich nach dem Krieg lange Zeit als Feigling und Verräter bezeichnet. Es dauerte 65 Jahre bis die Republik uns rehabilitierte und uns offiziell Anerkennung aussprach.

Wie alles begann. Ich wurde 1922 unter dem Namen Wedenig geboren und wuchs als Sohn österreichischer Eltern in Prag auf. Mein Vater war sozialdemokratisch eingestellt, ich selbst sympathisierte mit den KommunistInnen und war Mitglied der JPT, der Sportbewegung der KP. Ich hatte einen um zwei Jahre älteren Bruder, der 1944 in Norwegen fiel. Wir wuchsen bei den *Roten Falken* auf und waren sportlich im ATUS aktiv. Bei den *Roten Falken* waren sehr gute FunktionärInnen, konsequente SozialistInnen mit einer revolutionären Einstellung. Diese Erziehung zeigte mir den Weg in die Zukunft. Mit der Besetzung Österreichs durch Deutschland wurden wir deutsche StaatsbürgerInnen und verloren in der Tschechoslowakei die Arbeitsbewilligung. Wir kehrten also nach Wien, die Heimatstadt meiner Mutter, zurück.

Mit Beginn des Krieges drohte mir die Einberufung zur Wehrmacht. Auf Anraten eines vertrauten Arbeitskollegen meldete ich mich 1939 freiwillig zur Luftwaffe, weil ich mir dort die größten Überlebenschancen ausrechnete. Für mich war aber ohnehin klar, dass ich nicht für Hitler kämpfen wollte.

1941 wurde ich an die Ostfront kommandiert, wo ich als Kraftfahrer einer Luftwaffeneinheit im Hinterland, in Polen und der Ukraine, eingesetzt war. Im Frühsommer 1942 unternahm ich zusammen mit einem Kameraden einen ersten Versuch,

überzulaufen. Unser Plan, bei einer unserer Suchfahrten nach abgestürzten Flugzeugen einfach die Frontlinie zu überqueren, erwies sich aber leider als undurchführbar. Ein Glück, dass es keine langen Befragungen gab und wir nach Aufnahme eines Protokolls wieder zurückgeschickt wurden. Über das Ausmaß der Strafe hätte nämlich kein Zweifel bestanden. „An der Front kann man sterben, als Deserteur muss man sterben!“, hatte Hitler schon 1925 in *Mein Kampf* geschrieben.

Im Frühjahr 1944 wurde ich in eine Dolmetscherschule der Luftwaffe versetzt. Als diese aufgelöst wurde, kam ich nach Frankreich an die Westfront. Am ersten Tag sondierte ich die Lage an der Hauptkampflinie mit der festen Absicht überzulaufen. Vor den Löchern war viel Stacheldraht, und es gab Sicherungen durch Stolperdrähte mit Handgranaten sowie regelmäßige Wachpatrouillen. Darüber hinaus war nicht absehbar, wie die Amerikaner auf der anderen Seite auf Überläufer reagieren würden. Aber schon in der zweiten Nacht, vom 15. auf den 16. Oktober, verließ ich gegen drei Uhr früh mein Schützenloch, wo ich meine Waffe zurückließ. Nur ein weißes Tuch, das mir meine Mutter mitgegeben hatte, trug ich bei mir. Unter Todesangst und nach stundenlangem Robben durch einen Jungwald, der zwischen den Frontlinien lag, gelang es mir, die Front zu überqueren. Als ich die amerikanischen Linien erreichte, stand ich auf, schwenkte das weiße Tuch, das ich an einem Stück Holz befestigt hatte, und rief: „Don't shoot, don't shoot!“ Doch die Amerikaner schliefen. Ich musste sie durch mein Geschrei erst wecken. Schon einige Tag später erhielt meine Mutter die Nachricht, dass ihr Sohn „in feiger Weise zum Feind übergelaufen ist und somit zum Verräter des Deutschen Volkes wurde.“

Ich wurde in einem Gefangenenlager in Cherbourg interniert, wo ich mich, da es keine österreichische kämpfende Einheit gab, zur tschechoslowakischen Armee meldete, die im Rahmen der britischen Streitkräfte kämpfte. Ich war als Kraftfahrer eingesetzt. Im November 1945 kehrte ich nach Wien zurück, um meine Mutter zu suchen. Ich fand sie in sehr schlechter gesundheitlicher Verfassung, quitierte daher meinen Dienst und wurde im Jänner 1946 als österreichischer Staats-

bürger aus der tschechoslowakischen Armee entlassen. Zurück in Wien wurde ich bald mit der politischen Realität der Zweiten Republik konfrontiert. So wurde ich, als ich am Arbeitsamt vorsprach (ich trug damals noch die englische Uniform), von einem Sachbearbeiter angestänkert: „Wie kommen Sie dazu, in einer fremden Armee gedient zu haben?“

Neubeginn. Ich begann als Funktionär in der KPÖ zu arbeiten, wo ich mich vor allem mit dem österreichischen Sport befasste. 1961-1977 war ich Bundestrainer und Bundeskapitän im *Österreichischen Volleyballverband*. Ab 1970 war ich bis zu meiner Pensionierung Lehrbeauftragter an der Bundesanstalt für Leibeserziehung in Wien. Parallel dazu baute ich im *Pensionistenverband Österreichs* den Seniorensport auf. Nach der Zerschlagung des Prager Frühlings trat ich aus der KPÖ aus, blieb jedoch politisch engagiert.

Als Sprecher des *Personenkomitees „Gerechtigkeit für die Opfer der NS-Militärjustiz“* setzte ich mich seit 2002 für die Rehabilitierung von Wehrmachtsdeserteuren ein. Im Jahr 2009 gelang es uns, die von der Bundesstiftung *Denkmal für die ermordeten Juden Europas* entwickelte Wanderausstellung „Was damals Recht war ...“ – *Soldaten und Zivilisten vor Gerichten der Wehrmacht* in einer für Österreich adaptierten Version nach Wien zu holen. Sie wurde am 1. September eröffnet und löste breite Debatten aus, die zum Beschluss des *Aufhebungs- und Rehabilitationsgesetzes 2009* führten.

Nun hat das Ringen um Rehabilitierung ein erstes Ende gefunden, die Arbeit ist aber noch nicht zu Ende. Um dem Gesetz Leben einzuhauchen, muss die Ausstellung in aktualisierter Form in den Bundesländern gezeigt werden. Stationen in Kärnten, der Steiermark und Vorarlberg sind bereits fixiert, andere sollen folgen. Denn eines ist klar: Rehabilitierung funktioniert nur, wenn sie öffentlich geschieht. Daher gilt es, das späte Bekenntnis Österreichs zu den Wehrmachtsdeserteuren gesellschaftlich zu verankern. ◀

Richard Wadani, 1922 in Prag geboren, desertierte 1944 aus der deutschen Wehrmacht. Heute ist er Ehrenobmann des Vereins Personenkomitee „Gerechtigkeit für die Opfer der NS-Militärjustiz“.

Die Nazi-Riesen

Einst von Zwangsarbeitern für die Nazi-HerrscherInnen erbaut, sind die drei Flakturmpaare in Wien mittlerweile fast schon zu einem Wahrzeichen der Stadt geworden. Eine historische Reportage.

KARIN JIRKU

Zu Tausend standen sie bereits in den frühen Morgenstunden mit Sack und Pack im Augarten. Mütter mit schreienden Neugeborenen und quengelnden Kleinkindern an der Hand, beinamputierte Wehrmachtssoldaten, Alte auf Stöcke gestützt, die wenigen Habseligkeiten in einem kleinen Koffer verstaut. Zwischen all den Menschen wartete auch die fünfjährige Hertha Bernhart. Täglich drängte sie sich gemeinsam mit ihrer Mutter zum Flakturm durch, in der Hoffnung, eingelassen zu werden. Ein Flakturm ist ein Hochbunker, der gleichzeitig auch als Plattform für Flugabwehrkanonen (Flak) und deren Feuerleitanlage genutzt werden konnte. Ging der Bombenalarm erst los, dann war es meist schon zu spät. „Dann wurde es unglaublich hektisch“, erzählt die heute 70-jährige Hertha Bernhart. Die Menschen schubsten sich, stolperten übereinander, schimpften und weinten. Für wen es keinen Platz mehr gab, der musste draußen bleiben. Die Luftwarte wurde durch die eisernen Eingangstüren versperrt und die verzweifelten Menschen streuten unter tosendem Geheul der Sirenen auseinander. Doch woanders konnte Hertha mit ihrer Mutter nicht hin. Der feuchte Waschkeller ihres Wohnhauses in der Jägerstraße in Brigittenau war nicht sicher. Würde das Haus von einer Bombe getroffen werden, bedeutete dieser Unterschlupf ihr lebendiges Grab. Also hieß es Anstehen vor dem Flakturm. Zum Missfallen der älteren Menschen wurden Mütter mit Kindern bevorzugt eingelassen.

Macht aus Beton. Der Luftkrieg gegen Wien begann im Sommer 1943. In diesem Jahr zählte Wien acht Luftalarme, 1945 waren es bereits 51. Vielen Wienerinnen und Wienern sind vor allem die Nachtangriffe der Alliierten in Erinnerung geblieben, doch die Stadt wurde

meist in den Vormittags- oder Mittagsstunden bombardiert. Um gegen die schweren Geschütze der US-Air-Force etwas ausrichten zu können, erforderte das Deutsche Reich kurzerhand die Flaktürme – regelrechte Betonriesen, die die Stärke des Deutschen Reichs demonstrieren sollten. Es wurden Luftschutzräume in die Höhe statt in die Tiefe gebaut. Verstecken wollten sich die Nazis nicht.

Im gesamten Reich wurden acht Flakturmpaare errichtet, fünf davon in Berlin und Hamburg. Ein Paar bestand jeweils aus einem Leitturm und einem Gefechtsturm. Um die Jahreswende 1942/43 wurde mit dem Bau der Wiener Flaktürme begonnen. Zuerst im dritten Bezirk am Arenbergpark, danach im Esterhazypark und erst im Winter 1944/45 bauten Kriegsgefangene und ZwangsarbeiterInnen die modernste Variante der zwei Türme im Augarten. Sie sollten den Angriff der Alliierten erschweren und zeitgleich als Luftschutzbunker für die Zivilbevölkerung dienen. Die BewohnerInnen rund um den Augarten waren über den Bau der Türme zuerst erfreut – „auch wenn wir sie unglaublich hässlich fanden“, erinnert sich Hertha Bernhart. Die Leute wähten sich in Sicherheit und dachten, die Amerikaner und Russen würden sich nicht trauen, die massiven Flaktürme zu bombardieren. „Doch dann wurde das erste Haus in der oberen Donaustraße getroffen und wir wussten, dass wir nirgendwo mehr sicher waren.“

Keiner überlebte. Erst einmal im Flakturm drinnen, hieß es stundenlang dicht gedrängt stehen. „Es war stickig, heiß, es dröhnte. Die Kinder schrien und schwangere Frauen brachten zwischen all den Menschen ihre Kinder zur Welt, meistens viel zu früh. Es war schlimm und es nahm kein Ende“, erzählt Bernhart. Von den Gefechtstürmen wurde der Kampf gegen die schweren Bomber der US-Air-Force aktiv aufgenommen. In vier Geschütz-Stellungen



wurden Zwillingsflak-Geschütze positioniert. Das Erdgeschoss und die zwei darüberliegenden Stockwerke waren als Luftschutzbunker vorgesehen. 15.000 bis 40.000 Menschen konnten in einem Flakturm Platz finden. Es gab einen eigenen Brunnen, Trinkwasseranlagen, Belüftungseinrichtungen und Kraftwerke für die Stromversorgung. Für die normale Bevölkerung und das Flakturmpersonal sowie die Wehrmachtssoldaten gab es getrennte Eingänge, Stiegenhäuser und Aufzüge. Auch Verwundete hatten einen eigenen Einlass. Bald hatte Hertha Bernharts Mutter aber genug von der täglichen Tortur. „Meine Mutter konnte sich nur schwer von der Wohnung lösen. All die Erinnerung an meinen Vater war ja hier, aber wir zogen dann zu Bekannten nach Klosterneuburg. Da war es ruhiger.“ Wenige Tage nach dem Umzug wurde ihr Wohnhaus in der Jägerstraße von einer Bombe getroffen. Alle, die sich im Keller sicher glaubten, wurden verschüttet. Keiner überlebte.

Dunkelheit. Denkt Hertha Bernhart heute an die Kriegsjahre, dann kommen ihr vor allem die Entbehnungen in den Sinn. „Es gab nur wenig zu essen und es war sehr kalt, es gab ja keine Heizung. Wir mussten die Fenster unserer Wohnung verdunkeln, sobald der Alarm losging. Eigentlich war es immer dunkel“, erinnert sich Hertha Bernhart an ihre frühen Kindheitsjahre. Sie lebte alleine mit ihrer Mutter in der kleinen Wohnung, die Glühbirnen in den Stiegenhäusern waren schwarz bemalt und lediglich ein Punkt war freigekratzt, um die Stufen zu beleuchten. Um nachts auf den Straßen gesehen zu werden,

mussten Knöpfe mit phosphorizierendem Licht getragen werden. Als Schutz vor Feuer waren die Hausparteien verpflichtet, Wasserkübel und Sand am Dachboden zu lagern. Berühmt-berüchtigt war die Feuerpatsche, ein alter Besen mit nassen Fetzen umwickelt. Bei Flächenbränden nutzten diese primitiven Vorkehrungen aber nichts. Am 12. März 1945 erfolgte der wohl schwerste Angriff auf Wien. Über 700 Bomber bombardierten eineinhalb Stunden lang die Stadt. Das Ziel war eine Ölraffinerie in Floridsdorf, getroffen wurden aber auch die Staatsoper, das Burgtheater, die Albertina und der Messepalast. 8.769 Wienerinnen und Wiener starben im „Kampf um Wien“, rund 30 Prozent der Gebäude wurden zerstört.

Noch heute ragt der 55 Meter hohe Gefechtsturm „Peter“ im Augarten empor. Ein paar Meter weiter der etwas kleinere und schmalere Leitturm, zwei Betonklötze mitten in einem belebten Park, rundherum zahlreiche Wohnhäuser. Die sind auch der Grund, weshalb eine Sprengung der Flaktürme nach Kriegsende nicht erfolgen konnte. Anders als in Deutschland, wurden die Türme in Wien innerhalb des Wohngebiets errichtet. Würde man die Türme detonieren, so würden die umliegenden Häuser ebenfalls einstürzen. Also ließ man die Türme stehen. Tauben nisteten sich in die Betonburgen ein. Eine mehrere Meter dicke Schicht aus Taubenkot und eine beträchtliche Zahl an Taubenkadavern beherrschen nun das Innenleben der einst mächtigen Nazi-Wahrzeichen. ◀

Die Autorin studierte Journalismus und Soziologie in Wien.

Stimmen gegen das Vergessen

65 Jahre Befreiung vom Nationalsozialismus bedeutet unter anderem auch, sich mit dem Ableben vieler ZeitzeugInnen und Holocaustüberlebenden auseinandersetzen zu müssen und sich neue Formen der Erinnerung, aber auch Strategien gegen das Vergessen anzueignen.

JUDITH GOETZ, SEBASTIAN BASTECKY

Die Filmreihe *Visible* von Marika Schmiedt stellt den Versuch dar, die Erinnerungen von ZeitzeugInnen zu sammeln und für die Nachwelt zu erhalten. Die Reihe *Bücher gegen das Vergessen* des kleinen zweisprachigen Verlages *Drava* aus Kärnten/Koroška versucht dasselbe.

In einer fünfteiligen Portraitreihe hat die Filmemacherin Marika Schmiedt filmisches Material aufgearbeitet, das in den Jahren 1998 bis 2000 von Mitarbeiterinnen der *Lagergemeinschaft Ravensbrück* in Zusammenarbeit mit dem *Institut für Konfliktforschung* in Form von Interviews mit Frauen gesammelt wurde, die das KZ Ravensbrück überlebt haben. Die Besonderheit dieses Projekts wird durch den Zugang dargestellt, nicht nur die Lebensgeschichten der Überlebenden für die nachfolgenden Generationen festzuhalten, sondern auch darauf einzugehen, welche Auswirkungen die traumatischen Erfahrungen des Nationalsozialismus auf die Nachgeborenen hatten. „Ihr Leben mit dieser Erinnerung, mit/bestimmend für die gegenwärtigen Beziehungen zu Kindern und Enkeln und deren Erfahrungen damit, machen für jüngere ZuschauerInnen den Zusammenhang der Geschichte des Nationalsozialismus mit dessen Bedeutung heute sichtbar.“

So kommen auch die Kinder und Enkelkinder der Holocaust überlebenden Frauen zu Wort und schildern die Schwierigkeiten, sich mit den Geschichten und Erfahrungen ihrer Eltern und Großeltern auseinanderzusetzen. In den verschiedenen Portraits von Überlebenden unterschiedlicher Opfergruppen werden die Spätfolgen ebenso aufgezeigt wie die Art und Weise, wie die Erfahrung des Holocausts die Beziehungen zu den Familienangehörigen mitstrukturieren.

So portraitiert beispielsweise *Aber in Auschwitz will ich begraben sein* nicht nur die traurige Geschichte von Dagmar Ostermann,

die lange Zeit als jüdische Zeitzeugin in Schulen in ganz Österreich tätig war und nun, beinahe vergessen, in einem jüdischen Altersheim in Wien vereinsamt, sondern auch ihren Enkel Marc Ostermann, der sich als letzter in Wien verbleibender Familienangehöriger um seine Oma kümmert. Dieser will sich auch dem letzten Wunsch seiner Oma annehmen, nämlich in Auschwitz begraben zu werden. In der Gedenkstätte des Vernichtungslagers selbst war er aber noch nie. Im Portrait erzählt Ostermann davon, dass die Realität der Lager war, dass sie nicht überlebt wurden. Darüber hinaus versteht sie das Wort „Wiedergutmachung“, gerade in Anbetracht der ständigen Angst und der „Ausrottung“ ganzer Familien durch die Nazis, als reinen Zynismus. Ostermann gibt auch zu, dass sie ihren Sohn mit den Erzählungen vom KZ malträtiert hat und das Aufwachsen mit ihren Erinnerungen nicht immer einfach gewesen ist.

Auch in *Lungo Dom/Langer Weg* über die Überlebende Ceija Stojka be-

schreiben sowohl die Tochter als auch die Enkelin der Romi und Künstlerin, dass sie mit den Erzählungen über KZs aufgewachsen sind. Aber auch die Diskriminierungen, mit denen sich Angehörige der Minderheit der Roma immer noch konfrontiert sehen, werden in dem Portrait ausführlich thematisiert. „Die Angst, die durch ihre Erinnerungen an die grauenhafte Kindheit im Todeslager und die wieder zunehmenden Verfolgungen von Roma in Europa wach gehalten wird, hat sie an ihre Kinder und Enkelkinder weitergegeben – aber auch die Liebe zum Leben.“

Autobiographische Erzählungen.

Der *Drava Verlag* hat in den letzten Jahren mehrere autobiographische Werke und Übersetzungen von ehemaligen PartisanInnen und anderen (Kärntner) SlowenInnen, die sich auf unterschiedliche Art und Weise gegen das nationalsozialistische Vernichtungsregime zur Wehr setzten, veröffentlicht. So erschienen beispielsweise im Herbstprogramm 2007 die Erzählungen zweier Auto-

ren, Anton Haderlap und Franc Kukovica, die die Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg und die damit verbundenen Erlebnisse aus der Perspektive der Kinder, die sie damals waren, literarisch verarbeitet haben.

Franz Kukovica. So erzählt der 1933 in Blasnitzen/Plaznica, in der Gemeinde Eisenkappel-Vellach/Železna Kapla-Bela geborene Franc Kukovica in seinem Werk *Als uns die Sprache verboten wurde. Eine Kindheit in Kärnten (1938-1945)* von der systematischen Ausschaltung der slowenischen Sprache in Kärnten/Koroška sowie der voranschreitenden Benachteiligung, Zurücksetzung und Demütigung von slowenisch sprechenden Menschen durch die Nazis. In der Schule als „Windischer“ stigmatisiert, erinnert sich Kukovica auch an seine Angst, die Verluste, die er schon als Kind machen musste, und an jene Männer und Frauen, die für die Freiheit

Fortsetzung auf der nächsten Seite ▶



kämpften, und mit denen seine Eltern während des Kriegs in engem Kontakt standen. Während sein Vater in der Fabrik für die PartisanInnen nützliche Materialien, Gegenstände und Geld sammelte und sich später auch dem bewaffneten Widerstand anschloss, übernahm Kukovica selbst Kurierdienste. In seinen Erinnerungen schreibt er: „Bei der Erledigung meiner Kurierdienste fühlte ich in meinem Körper oft eine plötzliche Spannung, mir wurde so heiß, dass ich schwitzte, das Herz schlug mir sehr stark, ich fühlte es im Halse, Angst befahl mich. Gewöhnlich dann, wenn meine Zweiliterkanne vollgefüllt mit verschiedenen Sachen für die Partisanen war und ich am Wachposten vor der Brücke über die Vellach vorbei musste.“

Anton Haderlap. Aus der Perspektive eines Vierzehnjährigen wird auch das autobiographische Werk *Graparji. So haben wir gelebt, Erinnerungen an Kärntner Slowenen in Frieden und Krieg* von An-

ton Haderlap erzählt. Ebenfalls in der Gegend von Eisenkappel/Železna Kapla situiert, bearbeitet Haderlap die Geschichte seiner Familie, seines Tals sowie der slowenischsprachigen Bevölkerung seit dem Ersten Weltkrieg bis zur späteren Verfolgung und Unterdrückung durch die Nazis. So finden auch die verharmlosend als „Ausiedlung“ bezeichneten Deportationen von knapp 1.000 Kärntner Sloweninnen und Slowenen im Frühjahr 1942 Erwähnung in dem besagten Werk. Weiters beschreibt Haderlap auch den starken Zulauf der slowenischsprachigen Bevölkerung Kärntens zu den PartisanInnen, denen sich auch sein Vater anschloss. Während Haderlapps Mutter, zwei Tanten und ein Onkel sowie eine im gemeinsamen Haushalt lebende Cousine von den Nazis verhaftet und nach Ravensbrück und Dachau deportiert wurden, gelang dem Autor selbst gemeinsam mit einer anderen Tante und seinem elfjährigen Bruder die Flucht in die Wälder, wo er sich

ebenfalls dem bewaffneten Widerstand gegen den Nationalsozialismus anschloss, als Kurier tätig wurde und so den Zweiten Weltkrieg überlebte. In seinen Erinnerungen schreibt er: „Für einen jungen, neugierigen Menschen wie mich war vieles schwer zu verstecken. Es gab viele Fragen, auf die man einem Kind zu seinem Schutz und zum Schutz der ganzen Gruppe keine Antwort geben durfte. Geheimhaltung war lebenswichtig. Zu großes Vertrauen und Arglosigkeit haben viele ins Verderben gestürzt. Immer musste man mit Verrätern, Spitzeln und Denunzianten rechnen. Also musste ich in meinem neuen Heim warten und mich an das Leben im einsamen, muffigen Raum gewöhnen.“

In den autobiographischen Schriften ehemaliger PartisanInnen zeigt sich, dass die Literatur eine der wenigen Möglichkeiten darstellte, dem von ihnen Erlebten Gehör zu verschaffen, ihre Anliegen sichtbar zu machen und das auszusprechen, was nach 1945 in Kärnten wie auch

anderswo in Österreich fast niemand hören wollte.

Karel Prušnik-Gašper. Auch Karel Prušnik-Gašper, ein bekannter Kärntner PartisanInnenführer erzählt in seinem Erinnerungsbuch *Gemsen auf der Lawine* (1981) von seiner Verurteilung zu einer zwölfmonatigen Haft. Dies geschah, weil er in seiner Rede bei der Denkmalenthüllung in St. Ruprecht 1947 unter anderem dazu aufgerufen hatte, das Denkmal möge den Kärntner SlowenInnen für alle Zeiten eine Mahnung sein, niemals wieder „Sklaven zu sein“ und immer dann zu den Waffen zu greifen, wenn es darum geht, „gegen die Fremdherrschaft“ zu kämpfen. „Unser Ziel war ein gerechter Friede eine gerechte demokratische Ordnung, die völlige Liquidierung des Faschismus.“ Ein Ziel, das im offiziellen Kärnten/Koroška und seinem „ewigen Abwehrkampf“ gegen alles Undeutsche weder anzutreffen war noch ist. ◀

Die AutorInnen studieren Politikwissenschaft in Wien.

„GEISTIGE VISITENKARTE ÖSTERREICHS“ ✂

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU
Vierteljahresschrift für Politik, Wirtschaft und Zeitgeschichte
38. Jahrgang € 9,-

Timothy Garton Ash	Samtene Revolutionen?
Wolfgang Schüssel	Weggefährte Helmut Kohl
Václav Klaus	Europa auf falschem Weg
Joana Radzyner	»Julitas« KP-Erfahrungen
Mária Huber	Wende in Kiew
István Deák	Helden aus Ungarn

Weitere Beiträge von József Debreczeni, Reinhard Engel, Alexandra Förderl-Schmid, Michael Martens, Manfred Scheuch, Walter Schilling, Klaus Schrammeyer, Dmitri Trenin

2010/1

„Jedes Heft bietet intellektuellen Hochgenuss“

Die Welt, Berlin

„Die beste Zeitschrift für Fragen des mittleren und östlichen Europa“

Frankfurter Allgemeine Zeitung

„Renommierte Bühne der politischen Debatte“

Neue Zürcher Zeitung

Einzelpreis € 9,-,

Jahresabonnement € 25,- plus Versandkosten

Sonderkonditionen für Studenten/Schüler: Nähere Informationen beim Verlag oder über unsere Website.

Die EUROPÄISCHE RUNDSCHAU erhalten Sie in jeder guten Buchhandlung oder direkt über den Verlag.

Bestellungen mittels Postkarte oder Fax (01) 795 94-170.

Wir sind auch online erreichbar unter www.europaeische-rundschau.at

An die Herold Druck und Verlag AG,
1030 Wien, Faradaygasse 6

Senden Sie mir bitte kostenlos und unverbindlich einmalig ein Probeheft der EUROPÄISCHEN RUNDSCHAU zu.

Name: _____

Adresse: _____

Unterschrift: _____

Datum: _____

Für die nächste Ausgabe (Juni 2010) sind u. a. folgende Beiträge geplant:

Anne-Marie le Gloannec: „Die Erstliga-Staaten“ in der EU und Russland • Tamas Bauer: „Wahlerdrutsch in Ungarn“ • Walter Laqueur: „Washington und Jerusalem“ • Manfred Rauchensteiner: „Österreich zwischen den Blöcken“ • Walter Schilling: „Schwieriger Stand der Liberalen“ • Ulrich Schlie: „Preußen: Über die Gegenwart eines untergegangenen Staates“

Feuilleton



Warum in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah!

Ein Kommentar von Ann-Kathrin Slupek.

Sommer – was war das noch einmal genau? Ein Blick ins Lexikon verschafft Klarheit: Sommer der; Jahreszeit zwischen Frühling u. Herbst; wärmste Zeit des Jahres; Meteorologisch ordnet man dem Nordsommer die Monate Juni, Juli und August zu. Davon, dass der Sommer die wärmste unserer vier Jahreszeiten sein soll, konnte in den letzten Wochen allerdings noch herzlich wenig bemerkt werden. Regen und kühle Temperaturen standen auf der Tagesordnung. Doch jenen, die nicht an die Aschewolke als Ursache hierfür glauben, soll gesagt sein: Der Sommer kommt bestimmt und mit ihm auch die oftmals schwierige Frage nach einer geeigneten Ferienplanung.

Denjenigen unter uns, die sich ihr Taschengeld heuer nicht durch einen, in der Regel eher bescheiden entlohnten, Ferialjob aufbessern müssen, bei denen aber auch das bereits Angesparte nicht reicht, um groß in

der Weltgeschichte herum zu reisen, sei ein Sommer in Österreich nahe gelegt. Denn dieses Land hat in Sachen Freizeitaktivität weit mehr zu bieten als Après-Ski und Bergsteigen. Zwar ist die Suche nach Strand, Palmen und Meer vergebens. Jedoch lassen Events in den Bereichen Musik, Sport und Kunst (S. 26) so manches Studierendenherz höher schlagen.

Auf dass auch ihr das von Goethe angesprochene „Gute“, welches bekanntlich so nah liegt, für euch entdecken und euren Sommer so gestalten könnt, dass er ein unvergessliches Erlebnis wird. ◀

Die Autorin studiert Soziologie in Wien.

KURZMELDUNGEN

Radio-aktiv wird es diesen Sommer im Programm von Nadja Maleh, der österreichischen Kabarettistin, Sängerin und Schauspielerin mit syrischen Wurzeln und viel Talent. Nach dem internationalen Erfolg ihres Solo-Debüts *Flugangsthasen* beschäftigt sich die 38-Jährige nun auf der richtigen Wellenlänge mit eigenen Gedanken und inneren Stimmen in ihrem Kopf-Radio. Neben Düringer, Gunkl und Co. sticht sie als eine der wenigen weiblichen Kabarettistinnen hervor. **PROGRESS** verlost 3 x 2 Karten für die Vorstellung am 14. Juni im *Kabarett Niedermair*. (Mail an progress@oeh.ac.at) Termine und Spielstätten in ganz Österreich: www.nadjamaleh.com

Urlaub am Wörtermeer empfiehlt sich ganz besonders für all jene, die eine ruhige Alternative zum *Donauinselsest* suchen. Von 23. bis 27. Juni wird wieder gelesen, gestritten und diskutiert, zu diesem Zweck in die Landeshauptstadt Kärntens gepilgert und im ORF-Studio um die besten Plätze vor den aufgestellten Monitoren gebuhlt. Wer trotz der fast pathetisch spannenden Atmosphäre aus welchen Gründen auch immer nicht nach Klagenfurt kommen kann: 3sat überträgt alle Lesungen live via TV und Internet. Und so geht sich auch das *Donauinselsest* noch aus! Informationen und Rahmenprogramm: www.bachmannpreis.eu

Wiesen-Welt und Campingzelt – für eingefleischte Festival-Fans im Sommer eine unverzichtbare Kombination, wenn einer der idyllischsten Orte Österreichs, im tiefsten Burgenland weitab von der hektischen Welt, für ein bis drei Tage zu einer Lagerstätte für Leute aller Musikgeschmäcker mutiert. Etwa 8.000 Leute fasst das *Wiesen*-Gelände und wird damit tageweise etwa viermal so groß wie die dazugehörige Ortschaft, wenn *Urban Art Forms*, *Forestglade* oder *Sunplash* die Kühe zwangsbeschallen. Nichtsdestotrotz: Es zahlt sich aus, die Anreise mit den wie aus der Nachkriegszeit anmutenden Zügen auf sich zu nehmen. www.wiesen.at

Ab in den Sommer

Das laufende Semester ist so gut wie überstanden. Zeit, sich nicht nur um die anstehenden Prüfungen, sondern auch um die Sommerplanung zu kümmern.

MICHAELA WEIN

Der Schreibtisch quillt über vor lauter Büchern, Zetteln und Stiften. Laptop und Hirn rauchen um die Wette, es ist stickig und der Schokoriegel-Vorrat geht zur Neige. Doch nicht nur die Prüfungswoche naht, sondern auch die heiß ersehnten Ferien. Zum Glück hat der Sommer in Österreich so einiges zu bieten. Ein kleiner Überblick für die, die den Sommer nicht erwarten können und sich von der Schlechtwetterprognose nicht entmutigen lassen.

Festivals

Festivals gehören mittlerweile zum Sommer wie der Besuch im Freibad. Auch dieses Jahr überbieten sich die Veranstalter von *Nova Rock*, *Frequency* und Co. mit Auftritten diverser Superstars. Doch auch abseits der Großen gibt es jede Menge kleinerer, an Qualität um nichts nachstehender Festivals, die einen Besuch durchaus lohnen.

Das **Lovely Days Festival**, das am 10. Juli in Wiesen stattfindet, spezialisiert sich auf Rock-, Blues- und Songwriterlegenden und lässt seit 2006 die Ära Woodstock wieder auferstehen. Dieses Jahr sind Acts wie *Toto* und der *Manfred Mann's Earth Band* mit dabei.

On The Rocks, (16. und 17. Juli im Steinbruch Golling) wartet dieses Jahr mit einem Line-Up auf, das ein besonderes Musikvergnügen verspricht: *The Hidden Cameras* und die *Antennas* spielen auf derselben Bühne wie die *Mühlviertler Bilderbuch*, die im vergangenen Jahr mit *Nelken und Schillinge* ein außerordentliches Debutalbum ablieferten.

Das **Habedehre-Festival mid Herz** findet heuer zum zweiten Mal in Ostermiething statt. Am 16. Juli spielen *LaBrassBanda*, *SkaPutnik* und *KellerSteff* abseits von Rock und Pop.

Am 6. und 7. August trägt das **Palaverama** in Gmünd (NÖ) seinen Teil zur Festivalsaison bei. Für Auftritte von den *Sternen*, *Sofa Surfers*, den nach Berlin ausgewanderten *Ja, Panik* sowie *Velojet* ist gesorgt.

Für Metalfans bietet alljährlich das **Kaltenbach** die richtige Musik: Nachdem der Austragungsort letztes Jahr verlegt wurde, findet es diesmal wie ursprünglich in Stuhleck statt. Mit dabei sind *Dying Fetus* (die letztes Jahr absagen mussten), *Dark Funeral* und *Asphyx*.

Eine gute Tat vollbringen und dabei den Festivalwahnsinn genießen ist am **Bock mas-Festival** möglich, das zugunsten des *Flüchtlingsprojektes Ute Bock* in der Burgruine Altwartenburg von 26. bis 28. August veranstaltet wird.

Konzerte

Jenen Leuten, denen Zelten und das Benutzen von Dixi-Klos noch nie sonderlich sympathisch waren, bietet der diesjährige Sommer jede Menge an Einzelkonzerten, die das Herz so mancher Musikliebender höher schlagen lassen.

In der **Burg Clam** in Oberösterreich finden jedes Jahr im Sommer Open Air-Konzerte der besonderen Art statt: *Wir sind Helden* und *Die Ärzte* waren beispielsweise schon zu Gast und dabei angetan von der besonderen Atmosphäre in der Burg.

Grossstadtgeflüster, die ihre Konzerte aufgrund der Erkrankung eines ihrer Mitglieder absagen mussten, holen die versprochenen Termine Anfang Juli in Graz, Klagenfurt, Innsbruck und Wien nach. *Ich muss gar nix*, der Clubhit der Band, dürfte auch in diesem Sommer zum Motto so mancher Studierender werden.

In Kufstein geben sich **Culcha Candela** die Ehre – Ohrwürmer wie *Hamma* und *Monster* mögen keine musikalischen Meisterleistungen sein, zum Tanzen eignen sie sich allemal.

Kult-DJ **David Guetta** gastiert am 13. August nicht etwa in Wien, sondern im *Schwarzl Freizeitzentrum* in Unterpremstätten. Für die tanzwütige Fangemeinde sicherlich ein Pflichttermin.

Weiters gastieren in diesem Sommer die *Stereophonics*, Altrocker *Alice Cooper*, *Kasabian*, *Flogging Molly* und *Leonard Cohen* in Österreich.

Sportevents

Natürlich sind musikalische Events nicht das einzige, das im Sommer als Freizeitbeschäftigung dient. Die Freibäder haben endlich geöffnet, die Sonne lacht vom Himmel und die Beachvolleyball-Saison ist eröffnet. Jede Menge sportlicher Betätigungen machen vor allem eines: Spaß. Wem das Schwimmen im Badensee nicht reicht oder wer lieber anderen beim Sporteln zusehen möchte, dem seien folgende Events ans Herz gelegt.

Beinahe Festival-Flair bietet der alljährliche **Beachvolleyball Grand**

Slam in Klagenfurt: Von 27. Juli bis 1. August werden Teams aus aller Welt angefeuert – dabei sind Spielregeln und Gewinner eher egal, im Mittelpunkt stehen Spaß und Unterhaltung.

Die **Fußball-WM** findet 2010 leider geografisch nicht so nahe statt wie 2006, jedoch sind die Fußballfans dennoch nicht dazu verdammt, vor dem Fernseher zu versauern. Jede Menge Public Viewing-Möglichkeiten werden den Kampf um den Titel auf riesigen Leinwänden übertragen.

Wer selbst aktiv werden möchte, dem sei neben den Klassikern wie Schwimmen und Radfahren zur Abwechslung Sommer-Rodeln empfohlen: In ganz Österreich bieten Sommerrodelbahnen jede Menge Spaß und Abenteuer.

Film

Bei einer solchen Auswahl an Konzerten, Festivals und Sport-Events kann es auch ganz schön sein, wenn es etwas ruhiger wird: Ein simpler Kinobesuch kann im Sommer zum Erlebnis werden, Essengehen wird zur reinsten Gaumenfreude.

Der Filmgenuss wird im Sommer ins Freie verlegt: ob Sommerkino, Kino unter Sternen oder Kino am Dach – die Auswahl an Orten und Filmen ist groß.

Film- und Kulinarischer Genuss werden am **Wiener Film Festival 2010** am Rathausplatz miteinander verbunden: Internationale Küche und Musikfilme begeistern den ganzen Sommer über ihr Publikum.

Das **Musical-Angebot** reicht von *Cats* (Graz) über *Victor/Victoria* (Stockerau) zur *Rocky Horror Show* (Bad Leonfelden).

Klar, dass die Wahl bei einer solchen Zahl an Veranstaltungen außerordentlich schwer fällt. Wer nicht an einen Ort gebunden sein möchte, dem/der sei das Österreich-Ticket der ÖBB empfohlen – damit die vielen Events kostengünstig erreicht werden können. ◀

Die Autorin studiert Publizistik und Musikwissenschaft in Wien.



Nur eine der vielen Möglichkeiten, den Sommer zu verbringen.

Das Reich der Mitte

Der Mittelstand bröckelt. Das zeigen zahlreiche Erhebungen und Statistiken. Der Mittelstand selbst will davon nichts wissen, denn: Die Armen, das sind scheinbar immer die anderen.

ANNA SAWERTHAL

Wer ist in unserer Gesellschaft reich? Sind es die MillionärInnen mit der Villa im noblen Vorort? Oder sind es bereits die ArbeitnehmerInnen, die im Monat mehr als € 2.000 verdienen? Für manche beginnt Reichtum ab € 2.000 Nettoeinkommen, bei anderen liegt diese Grenze bei € 20.000. Wenn es um das Vermögen geht, dann gehen die Schätzungen noch weiter auseinander, so eine Statistik aus Deutschland. € 50.000 erachten manche als „reich“, bei anderen müssen schon mindestens zwei Millionen am Konto sein. Reichtum ist nicht objektiv, Fakt ist aber: Tendenziell setzen die BürgerInnen die Reichtumsgrenze immer etwas oberhalb von dem an, wo sie selbst stehen. Sie sind nicht reich, aber – und das ist der Trost – fast reich.

Somit empfindet sich eigentlich die gesamte Bevölkerung der Mittelschicht zugehörig. Von leitenden Angestellten bis hin zu Arbeitslosen sind alle nicht arm, nicht reich, sondern irgendwo dazwischen. In einer Studie wurden Deutsche gebeten, sich auf einer Skala von eins bis zehn einzutragen, wobei eins unten und zehn oben ist. Kurioserweise geben westdeutsche ManagerInnen durchschnittlich die Zahl 6,6 und ungelernte ArbeiterInnen die Zahl 4,6 auf der Skala an. Laut Selbstwahrnehmung gibt es die wirklich Armen und die wirklich Reichen nicht.

Das stimmt aber nicht. Auch wenn alle in die Mitte streben, hat diese reale Grenzen. Wer etwa mehr als 160 Prozent des Durchschnittsgehalts verdient, zählt zur Oberschicht, zur „Elite“. Wer nur 60 Prozent davon verdient, der gehört zur Unterschicht und ist somit armutsgefährdet. In Österreich liegt das Durchschnittsgehalt im Singlehaushalt momentan bei € 1.584 pro Monat. In Deutschland befinden sich 20 Prozent der Bevölkerung oberhalb und 25 Prozent unterhalb dieser Mittelschichtsgrenze. In den Köpfen der Bevölkerung allerdings leben wir in einer nivelierten Mittelstandsgesellschaft, die Klassengesellschaft ist passé.

Schön wär's. Wenn die Vermögens- und Besitzstrukturen betrachtet werden, zeigt sich ein anderes Bild: In Österreich vereinen sich in den zehn reichsten Prozent der Bevölkerung 54 Prozent des Geldvermögens. Und jene zehn Prozent besitzen auch 71 Prozent aller Immobilien.

Wirklich problematisch ist diese Tatsache, weil sich die eigentliche Mittelschicht gerne den Eliten nahe fühlt, erklärt Ulrike Herrmann in ihrem Buch *Hurra, wir dürfen zahlen*. Dass die Mittelschicht sich als „fast reich“ empfindet, ist für die wirklich Reichen sehr praktisch. Denn es ist



Foto: Stiller

Die Mittelschicht träumt von Haus und Auto und betrügt sich dabei selbst.

die große Masse der Mittelschicht, die bei Wahlen maßgeblich dafür verantwortlich ist, wer Politik machen darf. Wenn sie sich selbst als „Elite“ sieht, kann die Elite ihre Forderungen durchbringen – und das geschieht meist auf dem Rücken der Mittelschicht. „Die Elite muss die Mittelschicht zum Selbstbetrug animieren“, schreibt Herrmann. So lassen sich die WählerInnen der Mittelschicht einreden, dass Vermögens- oder auch Grundsteuern niedrig zu halten sind. GewinnerInnen sind vor allem die Angehörigen der Eliten.

Aber wenn jemand „fast reich“ ist, wie viel kann einen dann schon noch trennen von den oberen Zehntausend? Die Mittelschicht investiert Unsummen in die Bildung ihrer Kinder und schickt sie auf Privatschulen, während sie darauf vergisst, zu fordern, dass das öffentliche Schulsystem verbessert wird. Die Oberschicht suggeriert dem Volke tatsächlich, offen und zugänglich zu sein. Jemand müsse nur die gewisse Leistung, das gewisse Talent erbringen, um dort oben dazuzugehören. Tatsächlich sind diese Kreise aber nach unten quasi abgeschlossen, schreibt Herrmann. Die Eliten hätten es so wie der Adel perfektioniert, sich hermetisch abzuschließen und dabei ganz offen zu wirken.

Die geblendete Mitte. Realistischerweise bleiben die Schichten unter sich. Das ist schon aus soziologischen Gründen verständlich. Jedoch hält die Mittelschicht vehement an der Vorstellung fest, dass ihre Kinder mit der richtigen Leistung aufsteigen werden.

So lässt sich die Mittelschicht von der Oberschicht etwas vorgaukeln. Fürstin Gloria von Thurn und Taxis etwa tönte vor einigen Jahren in der *Zeit*: „Wir sind bei Gott nicht reich, wir sind absoluter Mittelstand“, während das Vermögen ihres Sohnes auf € 500 Millionen geschätzt wird. *Quelle*-Erbin Madeleine Schickedanz wiederum offenbarte in der *Bild*, dass sie sich kaum mehr leisten könne, mit ihrem Mann zum Italiener ums Eck essen zu gehen, obwohl sie in einem Schloss mit Kunstsammlung wohnt. Weitere Recherchen ergaben, dass sie wohl noch einige Millionen Euro besitzt.

Vielleicht nicht immer ganz so drastisch, aber die Reichen rechnen sich gerne arm. Oder zeigen sich als „einer von euch“, vor allem in der Politik. Vor zwei Monaten wurde in Österreich die *Mittelschichtsvereinigung Österreich* gegründet. Es soll ein Forum sein, das sich für die Anliegen des Mittelstandes einsetzt. Was genau die sind, ist momentan noch nicht näher erörtert. Jedenfalls ist der Präsident der ehemalige ORF-Journalist Walter Sonnleitner. Zum Vorstand gehören Menschen wie Ex-Billa-Chef Veit Schalle, der Banker Matthäus von Thun-Hohenstein, der Anwalt Alexander Scheer und Prinz Albert von Liechtenstein. Abgesehen davon, dass der Verein eine eindeutige BZÖ-Schlagseite hat, sind das alles nicht Herrschaften, die per Definition dem Mittelstand angehören.

Sozialschmarotzer. Während sich die Reichen also arm rechnen, werden die Armen wiederum gerne reich gerechnet. Sie werden gerne als Schmarotzer hingestellt, die ein nichtsnutziges Leben führen und die wahren LeistungsträgerInnen aussaugen. Es kommt somit zu einer totalen Verdrehung der Realitäten, die den Reichtum der Reichen fördert und die Armen ärmer macht und weiter an den Rand drängt.

Natürlich will sich die Mittelschicht von dieser verachteten Gruppe abgrenzen. Vor allem weil die Gefahr, tatsächlich abzustiegen, in den letzten Jahren gestiegen ist. Im Jahr 2000 zählten 49 Millionen der Deutschen zum Mittelstand, 2006 waren es nur noch 44 Millionen. Laut einem Rechnungshofbericht haben 2008 die ArbeitnehmerInnen der untersten zehn Prozent der Gesellschaft nur 88 Prozent von dem verdient, was sie 1998 bekamen. Dagegen haben die oberen zehn Prozent um 24 Prozent mehr verdient. 12,4 Prozent sind in Österreich armutsgefährdet, das sind ca. eine Million Menschen. „Die Angst kriecht langsam die Bürotürme hoch“, wird der Soziologe Stefan Hradil im Buch von Herrmann zitiert. Paradoxerweise fördert die große Masse genau deshalb die Wünsche der Eliten, denn: Die AbsteigerInnen, das sind die anderen. ◀

Die Autorin studiert Journalismus und Tibetologie in Wien.

Der Traum vom Leben auf der Bühne

Die lokale Musikszene ist im neuen Jahrtausend wieder zum Leben erwacht. Trotzdem scheint es schwierig, mit dieser Musik genug Geld zu verdienen, um davon leben zu können.

SOPHIE LOJKA

Österreich ist in aller Welt bekannt für die großen MusikerInnen, die innerhalb seiner Grenzen geboren wurden oder gewirkt haben. So tanzte vor ein paar hundert Jahren ganz Europa zu den Klängen von Mozart und der Strauß'schen Familie. Ende des letzten Jahrtausends hatte Falco seinen großen internationalen Erfolg und der Begriff Austro-Pop war in aller Munde.

Gerne wurde und wird die österreichische Musikszene für tot erklärt, nur um sie kurz darauf als wiederauferstanden zu feiern. Die *Neuen ÖsterreicherInnen* werden von Ö3 in Dauerwerbesendungs-Manier gespielt und FM4 nimmt gerne österreichische Alternativbands ins Programm.

Pop ist in. Gerade in den letzten Jahren hat sich in der Musikszene einiges getan. Die sogenannten *Neuen ÖsterreicherInnen* entstanden durch eine Initiative von Ö3, die 2007 beschloss, Pop-, Rock- und Alternativmusik zu fördern. Der Begriff hat sich auch für eine Art von Bewegung innerhalb der österreichischen Musiklandschaft etabliert. Begonnen hat diese Bewegung mit dem großen Erfolg Christina Stürmers im Ausland sowie mit *Soundcheck*, einem Bandcontest von Ö3, der einige neue Talente zu Tage befördert hat. Gleichzeitig erhöhte sich die Airplay-Zeit österreichischer Bands auf Ö3 von fünf auf neun Prozent. Bis 2011 sollen es bereits elf Prozent sein.

Nicht nur Christina Stürmer ist in allen Medien und der Werbung zu sehen. Mittlerweile sind Namen wie *Luttenberger*Klug*, *SheSays*, Mario Lang, *PBH Club* oder *Zweitfrau* nicht mehr aus der Pop-Radio-Welt wegzudenken. Der Begriff Austro-Pop kann also auch im neuen Jahrtausend mit Inhalt schmücken und ist heute nicht mehr bloß ein Aus-



Foto: Bischof

Von der eigenen Musik leben? In Österreich bleibt das oftmals ein Traum.

druck für vergangene musikalische Leistungen österreichischer Alt-KünstlerInnen.

Die Suche nach Alternativen.

Auch FM4 ließ sich den Schwung an neuen musikalischen Entdeckungen nicht entgehen. Seit Oktober 2001 betreibt der Sender eine Online-Plattform, auf der österreichische KünstlerInnen ihr Material kostenlos hochladen können. In einer wöchentlichen Sendung werden Neuigkeiten rund um die Szene veröffentlicht sowie neue MusikerInnen vorgestellt.

Auch dieses Jahr suchte der Sender wieder junge DJ*anes, die auf Festivals auflegen. Zur Bewerbung musste ein Mix-Tape mit Liedern aus dem *FM4 Soundpark* eingeschickt werden. Nicht nur auf Fe-

stivals sondern auch in der Sendung zum Soundpark werden die Mixes dann gespielt.

Neben der Ausstrahlung der Musik im öffentlich-rechtlichen Rundfunk entstanden auch einige Initiativen von KünstlerInnen. So gründeten Bernhard Kern und Robert Stadlober zum Beispiel 2005 in Wien *Siluh Records*. Mittlerweile beherbergt das Label eine Handvoll österreichischer Bands. Neben Robert Stadlobers Band *Gary* komponieren auch andere Alternativ-MusikerInnen wie *A Life, A Song, A Cigarette, Killed By 9V Batteries* und *Sweet Sweet Moon* unter *Siluh Records*.

Musikalische Armut. Trotz der Bekanntheit der Bands und der starken Unterstützung durch die heimischen Radios ist der Erfolg für viele Bands

in Österreich beschränkt. So meint Bernhard Kern von *Siluh Records*: „Als Musiker oder Musikerin ist es, glaube ich, schon ziemlich schwierig, auf lange Sicht Geld zu verdienen. Die bekanntesten Bands aus dem FM4 Universum können nicht davon leben.“ Außer im Fall Christina Stürmers scheint also Musik für österreichische Musikschaffende nicht für den Lebensunterhalt auszureichen.

Zwar gibt es in Österreich einige Förderungen, so zum Beispiel von der *Gesellschaft zur Förderung österreichischer Musik Ges.m.b.H.*, die zu 100 Prozent der Vereinigung AKM (*AutorInnen, KomponistInnen und VerlegerInnen*) gehört. AKM ist die größte UrheberInnenrechtsgesellschaft Österreichs. Für einige KünstlerInnen ist dies aber auch eine politische Frage, denn die Freiheit der Kunst bedeutet für sie, dass Kunst allen Menschen zugänglich sein muss.

Neben dieser Form der Förderung gibt es auch Geld von verschiedenen Stellen, wie zum Beispiel aus den jeweiligen Kunsttöpfen der Städte und Gemeinden oder auch von Privatinitiativen. Der Dschungel an Fördermöglichkeiten ist gerade für junge MusikerInnen ohne Label schwer zu durchschauen.

Bernhard Kern sieht aber noch ein anderes Problem: „Für viele Bands ist es auch Bequemlichkeit, die spielen eben ihre fünf Gigs bei den FM4 Festivals und den Rest des Jahres müssen sie sowieso in ‚echten‘ Jobs arbeiten. Nach dem Ende des Studiums ist dann oft die Karriere zu Ende.“ Seiner Meinung nach können auch österreichische Bands in ihrer jeweiligen Nische außerhalb von Österreich Bekanntheit erlangen, dies ist aber ein langwieriger und anstrengender Prozess mit vielen Kleinstaufritten. Und so bleibt der Traum vom Leben auf der Bühne meist genau das: Ein Traum. ◀

Die Autorin studiert Anglistik und Mathematik in Wien.

Kritik des Kapitalismus

Einen interessanten Versuch, die Wirtschaftskrise von linker Perspektive aufzuarbeiten, hat der Autor und freie Journalist Christian Stenner mit dem Buchprojekt *Kritik des Kapitalismus – Gespräche über die Krise* gewagt, welches von SPÖ-, Grünen- und KPÖ-Steiermark finanziert wurde. Ähnlich bunt gemischt, aber so bezeichnend wie die Zusammensetzung der Finanziere, sind auch die 15 linken ÖkonomInnen aus dem deutschsprachigen Raum, mit denen der Autor jeweils am Rande von Veranstaltungen Einzelinterviews geführt hat. Die Interviewten reichen von Margit Schratzenstaller (WIFO), über den bekannten deutschen Politökonom Elmar Altvater, dem Austrokeynesianer Kurt W. Rothschild bis zu einigen MarxistInnen. Der einzige dünne rote Faden der sich auf den ersten Blick durch das Buch zieht, ist der interviewende Autor selbst. Auf den zweiten Blick wird aber klar, dass es sich bei dem Buch um einen Versuch handelt, die Linke auf einen groben Nenner, auf gemeinsame politische Strategien im Zuge der Wirtschaftskrise zu bringen. Eindeutig steht bei den Fragen des Autors nicht das Trennende, sondern das Verbindende, nicht das gegenseitige Ansudern, sondern das Erweitern im Vordergrund.

So ist beispielsweise ein Konsens der ÖkonomInnen, dass die expansive Niedrigzinspolitik und die hochriskanten Kreditvergaben der USA

nur der Auslöser, nicht aber der tiefere Grund für die Finanzkrise sind. Das Problem ist nicht nur ein unregulierter Finanzmarkt, sondern die massive Umverteilung von den ArbeitnehmerInnen und Erwerbslosen hin zu den Vermögenden in den letzten 30 Jahren. Durch Standortkonkurrenz, Lohndumping, Privatisierung von Pensionen, Beitragssenkungen für Konzerne etc. wurden gewaltige Summen an Geld nicht mehr hauptsächlich konsumiert (wie noch in den 1970ern), sondern es wurde sukzessive damit spekuliert, da am Finanzmarkt mehr Gewinne zu machen waren als in der Realwirtschaft. Stephan Schulmeister vom Wirtschaftsforschungsinstitut sieht das Problem dieser Entwicklung darin, dass „je mehr Teilnehmer auf einem Markt spekulieren, desto stärker schwanken die Preise – und je stärker die Preise schwanken, desto mehr lässt sich auf diesem Markt verdienen.“ Immer mehr werden dadurch auch vermögende, „realwirtschaftliche“ Unternehmen gezwungen, mitzuwetten, um sich zum Beispiel gegen starke Kursschwankungen abzusichern – dadurch werden immer größere angehäufte Vermögen auf der Jagd nach Gewinnen in den Finanzsektor geworfen und somit in immer kürzeren Zeitabständen Blasen produziert: Dieser Teufelskreis ist der Grund der gegenwärtigen Krise. Eine gezielte und große Umverteilung von gesellschaftlichem Reichtum von „oben“ nach „unten“ ist für die ÖkonomInnen nicht nur moralisches Gebot, sondern muss die logische Ant-

wort auf die Krise sein – ansonsten werden weitere folgen. Die momentane Politik wird aber von Joachim Becker (Uni Wien) eher als „restaurativ“ gewertet – speziell Europa versucht, ohne große Veränderungen den Zustand vor der Krise wiederherzustellen, pumpt frisches Geld in den Finanzmarkt und verteilt weiter in Richtung „oben“ um.

Im Buch werden auch Alternativen vorgestellt: Manche Vorschläge bleiben in der kurzfristigen Polit-Ebene (Finanzmarktregulierung, Vermögensbesteuerung, bis hin zum Umgang mit Staatsschulden und sinnvollerem Konjunkturprogrammen), andere Ideen skizzieren auch alternative Modelle des Wirtschaftens. Obwohl das Buch *Kritik des Kapitalismus* heißt, wird es diesem Anspruch auf seinen kurzen 192 Seiten kaum gerecht. Auch die Differenzen und Widersprüchlichkeiten der ÖkonomInnen hätten ehrlicher herausgearbeitet werden können. Im Großen und Ganzen aber ist das Buch angenehm verbindend und empfehlenswert.

Julian Schmid ◀

Julian Schmid studiert Politikwissenschaft und Volkswirtschaft in Wien.



Kritik des Kapitalismus. Gespräche über die Krise, Herausgeber: Christian Stenner, Edition Linke Klassiker 224 S., Promedia, Wien 2010

ZWEIMAL HINGEHÖRT



The Gaslight Anthem | *American Slang*

LUKAS: *The Gaslight Anthem* präsentieren uns ein klassisches Rock-Album mit durchgehendem Mitgröhlfaktor. Eigentlich eher was für brave Familienväter mit wilder Vergangenheit. Dadurch, dass das Ganze wirklich gut geworden ist, lohnt sich ein Reinhören aber auf jeden Fall, auch wenn die Platte irgendwie nicht ins Jahr 2010 passen will. Wer allerdings, wenn auch nur heimlich, Bruce Springsteen mag, ist hier goldrichtig aufgehoben.

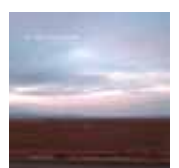
NIKI: Wie tut man weiter, wenn schon das zweite Album einer Band nach dem epochalen Höhepunkt einer legendären Karriere klingt? Brian Fallon und seine *Gaslight Anthem* vergleichen ihre Discology in Interviews prompt mit *The Clash* und legen ihrem von der Kritik heilig gesprochenen '59 *Sound* nun *American Slang* nach. Der unmittelbare Klassiker, Revolutionär in der Verbindung von Folk, Blues, Punk und Soul, wird von einem nicht minder mitreißenden aber eben langweiligeren Nachfolger abgelöst. Dieselben einfachen Riffs, ähnlich hymnenhafte Melodien und eine rauchige Stimme, die einer alten, verwundeten, amerikanischen Seele gehört – nur eben weniger glaubhaft.



The Tallest Man on Earth | *The Wild Hunt*

LUKAS: *The Tallest Man on Earth* stammt aus Schweden, nicht aus Nashville wie jemand beim ersten Reinhören meinen könnte, und hat ein Album aufgenommen, das vor Schönheit platzt. Speziell über Kopfhörer klingt es, als würde man sich an seiner Schulter anlehnen, während er spielt. Jeder der dachte, die Kombination Stimme und Gitarre hätte längst ausgedient, wird hier eines Besseren belehrt. Wenn sie so gut ist wie hier, wäre mehr schon zu viel.

NIKI: Der größte Mann auf Erden entstammt einem kleinen skandinavischen Dörfchen und klingt wie die prärie-hafte Weite des wilden, rauen Westens. Was ihm an Körpergröße zu seinem hoch gegriffenen Pseudonym fehlt, macht er durch die großartige Symbiose seiner drängenden, kreischenden Stimme mit dem virtuosen, geerdeten Rhythmus seiner Gitarre wett. *The Wild Hunt* ist das zweite Meisterwerk des Schweden und es ist der heute oft so öden Country-Folk-Landschaft des amerikanischen Südens nur zu wünschen, dass ihr verlorener Sohn-im-Geiste sie von Übersee aus noch länger derart souverän vertritt.



Lukas Eichberger studiert Ernährungswissenschaften in Wien.

Niki Hofmüller studiert Germanistik und Anglistik in Wien.

Pressefreiheit – das tägliche Brot der Demokratie

Heribert Prantl, Innenpolitikchef der Süddeutschen Zeitung, sprach in seiner Dankesrede zur Verleihung des Cicero-Rednerpreises über guten Journalismus und Pressefreiheit – und warum beides für Demokratien systemrelevant ist.

Einer der ganz frühen Sätze, die ich über den Journalismus gehört habe, war ziemlich böse: „Journalisten sind“, so heißt dieser Satz, „Journalisten sind wie Schnittlauch. Sie schwimmen auf jeder Suppe.“ Es war dies der erste Satz über den Journalismus, den ich mir gemerkt habe. Damals, es war wohl 1975/76, war ich Jurastudent und Stipendiat des IfP, des *Instituts für Publizistischen Nachwuchs*, einer katholischen Einrichtung. Das erste Seminar im Rahmen dieser studienbegleitenden Journalisten-Ausbildung fand in Salzburg statt. Und einer der Referenten dort war der Medienwissenschaftler Heinz Pürer. Und der sagte in seinem Abendvortrag den genannten bösen Satz: „Journalisten sind wie Schnittlauch. Sie schwimmen auf jeder Suppe.“

Der Satz hat mich so abgeschreckt, dass ich mich erst einmal auf mein Jura-Studium konzentriert habe, Staatsanwalt und Richter geworden und eigentlich nur durch Zufall wieder beim Journalismus gelandet bin. Vielleicht hatte ich ja den Medienwissenschaftler falsch verstanden. Vielleicht hatte er gar nicht den Ist-Zustand des Journalismus beschrieben, sondern nur die Gefahren, die er in sich birgt: Aus einem Journalisten kann leicht ein PR-Mensch werden, der so schreibt, wie es der Auftraggeber will und wie es neue Aufträge bringt. Ich will die PR-Leute nicht diskreditieren. Aber: PR und Journalismus, das sind zwei verschiedene Berufe.

Ich habe in meinem journalistischen Leben – es währt nun 22 Jahre, drei Monate und 21 Tage – durchaus ein paar Journalisten erlebt, die so waren, wie Heinz Pürer sie beschrieben hat. Aber es waren nicht sehr viele. Die meisten Kolleginnen und Kollegen, die ich erlebt habe, waren ganz anders, gar nicht schnittlauchartig. Ich habe wunderbare Kolleginnen und Kollegen erlebt, viele davon in Lokal- und Regionalredaktionen: Neugierig, bissig, aufklärerisch, souverän und integer. Vielleicht lag das daran, dass zumindest die erste Hälfte meines bisherigen journalistischen Berufslebens eine für die Medien auch wirtschaftlich glänzende, eine anzeigenstarke, paradiesische Zeit war.

Aber wir wissen ja: Es gibt kein Paradies ohne Schlangen. Und zur Zeit ist es so, dass es in diesem Medienparadies besonders viele Schlangen gibt. Guter Journalismus verlangt, sich von den Schlangen nicht verführen zu lassen, ihnen zu widerstehen, wie immer sie auch heißen mögen. Sie können Spardruck heißen, Kündigung, Auflösung von Redaktionen, Outsourcing von journalistischer Arbeit.

Im Journalismus, so lässt es Balzac in seinem Roman *Verlorene Illusionen* den jungen Denker Michel Chrestien sagen, werden „Seele, Geist und Denken“ verschachert. Der Satz ist so böse wie der

vom Schnittlauch. Aber er stimmt nicht, solange es Journalismus mit Haltung gibt, solange sich journalistische Sachkunde mit Souveränität, Ausdauer, Neugierde und Aufklärungsinteresse vereint. Guter Journalismus ist ein Journalismus, bei dem die Journalisten wissen, dass sie eine Aufgabe haben – und dass diese Aufgabe mit einem Grundrecht zu tun hat: Artikel 5 Grundgesetz, Pressefreiheit. Nicht für jeden Beruf gibt es ein eigenes Grundrecht, genau genommen nur für einen einzigen, den Journalismus. Artikel 5 – das verpflichtet.

Allenthalben wird von der Not der Zeitungen geredet, von einer Not, die rigoroseste Sparmaßnahmen erforderlich mache. Ich weiß nicht, ob das mit der Not wirklich so stimmt. Ich sehe eher eine merkwürdige journalistische Dekadenz, die eine Mischung ist aus Melancholie, Leichtlebigkeit, Weltschmerz und vermeintlicher Ohnmacht gegenüber Anzeigenschwund und Internet, gegenüber dem Stand und dem angeblichen unaufhaltbaren Gang der Dinge. Die angebliche Not, die angebliche Existenzkrise, ja Todesnähe der Zeitungen oder gleich gar des professionellen Journalismus gehört zu den Hysterien, die im Journalismus noch besser gedeihen als anderswo. Der Kikeriki-Journalismus, die aufgeregte Kräherei, die seit einiger Zeit unsere politische Publizistik prägt, kräht nun das eigene Ende herbei.

Es ist ja bitteschön nicht so, dass die Zeitungen in Deutschland samt und sonders rote Zahlen schreiben, es ist nicht so, dass sie seit Jahren in der Verlustzone drucken. Sie machen nur nicht mehr so hohe Gewinne wie zuvor. Das kommt in den besten Unternehmen vor, auch in den Unternehmen, für die es kein spezielles Grundrecht gibt. Viele der so genannten Restrukturierungsmaßnahmen und Kündigungswellen in deutschen Medienhäusern sind Putativnotwehrexzesse, die zugleich, und das ist das wirklich Tragische, die Basis für künftiges Gedeihen der Presseunternehmen gefährden. Die deutschen Zeitungen brauchen kein Staatsgeld, wie es manche wohlmeinenden Zeitungsfreunde vorschlagen. Die deutschen Zeitungen brauchen aber Journalisten und Verleger, die ihre Arbeit ordentlich machen. Sie brauchen Journalisten, die neugierig, unbequem, urteilskräftig und integer sind. Sie brauchen Verleger, die einen solchen Journalismus schätzen, die also von ihren Zeitungen mehr wollen als Geld und die stolz sind darauf, dass sie Verleger sind; und denen dieser Stolz mehr bedeutet als ein oder zwei Prozent Gewinn. Vielleicht braucht der Journalismus auch ein paar Mäzene. Es gibt sie und es gibt die Freude am unabhängigen Journalismus.

„Herr Prantl“, höre ich, wenn ich den Zeitungen eine große Zukunft vorhersage, „Sie sind blauäugig – das Internet! Die Blogs!! Schauen Sie in die USA!!!“ Ja, schauen wir in die USA. Das US-Zeitungswesen ist jener Wall-Street-Theorie zum Opfer gefallen, wonach man Profite dadurch maximiert, indem man das Produkt minimiert. Die US-Zeitungen sind an die Börse gegangen und dann an der Börse heruntergewirtschaftet worden. Der Wert der Zeitungen wurde von der Wertschätzung nicht der Leser, sondern der Aktionäre abhängig gemacht. Überall und ständig wurde von den Zeitungen gefordert, ihren Aktienwert zu verbessern. Deswegen gab es Kahlschlag-Sanierungen, Korrespondentennetze wurden zerschnitten, Büros geschlossen, Redaktionen kastriert, die Druckkosten zu Lasten der gedruckten Inhalte gesenkt. Immer mehr Zeitungen gehörten und gehören Investmentfonds. Dass Fondsmanager kein Interesse am Zeitungsmachen haben, liegt auf der Hand. Das war das eine.

Man kann viel lernen aus der US-Zeitungsdepression. Vor allem, was man tun muss, um nicht in eine solche Depression zu geraten. Vielleicht muss zu allererst an die Stelle von Larmoyanz wieder Leidenschaft treten. Ich weiß nicht, warum man sich als Zeitungsmensch vor der digitalen *Huffington Post* und anderen Internet-Zeitungen fürchten soll. Sie macht das, was eine gute deutsche Zeitung auch macht: Ordentlichen Journalismus. Man sollte damit aufhören, Gegensätze zu konstruieren – hier Zeitung und klassischer Journalismus, da Blog mit einem angeblich unklassischen Journalismus. Man sollte damit aufhören, mit ökonomischem Neid auf die Blogs zu schauen. Mit und in den Blogs wird sehr viel weniger Geld gemacht als mit den Zeitungen. Man sollte auch aufhören mit dem Gerede, dass der „klassische“ Journalismus in einem Bermuda-Dreieck verschwinde. Der gute klassische ist kein anderer Journalismus als der gute digitale Journalismus.

Das Internet, das Internet. Viele Zeitungsleute reden darüber wie von einem neuen Hunneneinfall. Die Hunnen kamen vor 1.500 Jahren aus dem Nichts, schlugen alles kurz und klein (und verschwanden hundert Jahre später wieder). Das Internet schlägt gar nichts kurz und klein. Es ersetzt nicht gute Redakteure, es macht gute Journalisten nicht überflüssig; im Gegenteil: Es macht sie noch wichtiger als bisher.

Journalismus ist das tägliche Brot der Demokratie. Den Satz sollten wir uns an unsere Schreibtische und unseren Verlegern an die Bürotüre kleben. ◀

Heribert Prantl ist Leiter des Ressorts für Innenpolitik der Süddeutschen Zeitung.

ESNA

GB: HUNDERTTAUSENDE STUDIENPLÄTZE FEHLEN

Einen Studienplatz in Großbritannien zu bekommen wird dieses Jahr schwieriger denn je.

Bereits jetzt gibt es über 100.000 Bewerber mehr als im Vorjahr bei gleichzeitig 6000 weniger Studienplätzen. Der Präsident des Hochschulverbandes UUK Steve Smith sagte gegenüber der Times, es könnten sogar bis zu 200.000 Bewerber abgewiesen werden.

Ursache ist einerseits der schwache Arbeitsmarkt, der viele zur Weiterbildung treibt, andererseits die Kürzungen des staatlichen Hochschulbudgets und damit die angebotene Anzahl der Studienplätze.

Während Mary Cook, die Leiterin der nationalen Zulassungsstelle UCAS, eingestand, dass sie kein Zaubermittel wüsste, um das zu ändern, hat der Nationale Studentenverband NUS eine Erhöhung der Mittel für Studienplätze gefordert. „Wir müssen sicherstellen“, so NUS-Präsident Wes Streeting, „dass die Fähigen und Motivierten in diesem Herbst nicht in der Kälte stehen bleiben.“ [959]

Pressemitteilung von UCAS, 08.02.2010 /
Pressemitteilung der NUS, März 2010 (auf Englisch)

RUSSLAND: VIELE STUDENTEN NEHMEN DROGEN UND SIND DEMOTIVIERT

Fast ein Drittel der Studierenden der großen renommierten Hochschulen Russlands nehmen Drogen, einer von zehn Studenten einer großen Moskauer Universität wird jährlich wegen des Konsums exmatrikuliert, so der Chefnarkologe des Gesundheitsministeriums Jewgeni Brjun gegenüber der Nachrichtenagentur RIAN.

Brjun würde am liebsten ein Viertel der Studenten und Schüler regelmäßig kontrollieren; wie und unter welchen gesetzlichen Rahmenbedingungen wird zur Zeit geprüft.

Dabei kämpft Russland mit Studentenschwund: niedrige Geburtenraten lassen einen Rückgang der Studienberechtigten von derzeit 7,5 Mio. auf rund vier Mio. in den nächsten Jahren befürchten. Zudem hat Bildungsminister Andrej Fursenko ein Problem mit der Motivation seiner Studenten: Nur 15-20 % von ihnen entschließen sich für ein Studium, um Wissen zu erlangen. Der Rest nutzt die akademische Laufbahn, um dem Militärdienst zu entgehen oder irgendein Zeugnis zu erhalten. [995]

INDIEN ÖFFNET SICH AUSLÄNDISCHEN HOCHSCHULEN

Mit einem neuen Hochschulgesetz will Indien die Grenzen für ausländische Bildungsanbieter öffnen.

Rund 600.000 Graduierte mehr benötigt Indien in den kommenden fünf Jahren, so Bildungsminister Kapil Sibal, und das schaffen die einheimischen Hochschulen nicht. Über 125.000 Inder studieren im Ausland und tragen rund 10 Mrd. Dollar jährlich hinaus. Durch die Legalisierung ausländischer Hochschulen könnten der indischen Handelskammer zufolge drei Viertel dieser Ausgaben im eigenen Land bleiben.

Die von der Regierung am 15. März d. J. vorgelegte Gesetzesänderung folgt aber auch nicht-bildungsbezogenen Motiven: Seit 2006 ist Indien, einer der zehn größten Dienstleistungsexporteure der Welt, im Rahmen der GATS-Doha-Runde zur Triebkraft aggressiver Liberalisierung im wissensbasierten Dienstleistungssektor geworden - auch wenn sich dies zum Nachteil von Bildungszielen für die größtenteils im Agrarsektor arbeitende Bevölkerung auswirken könnte. [993]

Hintergrundartikel, INDIAN CURRENT AFFAIRS, 22.03.2010

TSSCHECHIEN: KLAUS GEGEN WEITERE HOCHSCHULÖFFNUNG

Präsident Vaclav Klaus hat sich gegen eine weitere Öffnung der Universitäten ausgesprochen, denn seiner Ansicht nach hat die Tschechische Republik zu viele davon (nämlich 73 für 10 Mio. Einwohner). „Dass jeder Tscheche einen Hochschulabschluss haben muss“, sagte er auf einem Bildungsgipfel Mitte März, „ist der zweitgrößte Angriff auf die Bildungsqualität der Universitäten seit den kommunistischen Säuberungen von 1948.“

Claus' Rede dürfte ein Vorbote für das für Mai erwartete Reformgesetz seiner Regierung sein, durch das Studiengebühren, unternehmerische Governance und Wirtschaftskooperationen an den Universitäten möglich werden sollen.

Drei Tage vor der Rede des Präsidenten demonstrierten 70 Studenten im Zentrum von Prag gegen Reformen, die die Hochschulen auf reine Ausbildungsbetriebe und Studierende auf bloße Produkte reduzieren. [893]



MITTEN IM LEBEN

Trendy für euch:

- * Unsere Classic Mensa-Menüschiene
- * Choice - unser Mensa-Markt
- * M-Cafés - Treffpunkt für den ganzen Tag
- * Mensa c.d. - Catering Departement

Mehr Infos unter:
www.mensen.at



MITTEN IM LEBEN

www.esl-sprachreisen.at

Sommerkurse: Profitieren Sie von den letzten Plätzen!



Zieglergasse 3 AT-1070 Wien
Tel. +43 1 522 7000

E·S·L
SPRACHAUFENTHALTE



Allianz Auslands-Krankenversicherung für Studierende.

Wir wünschen Hals- und Beinbruch für's Auslandsstudium!

Mit der Auslands-Krankenversicherung der Allianz bist Du rundum abgesichert.

Wenn's drauf ankommt, hoffentlich Allianz.

www.studierende.allianz.at

Allianz 

Partnerin der

